Der Todescandidat.

Roman

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Leipzig 1855.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Der Todescandidat.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Eine Stunde östlich von der Sägemühle lag an einer kahlen Berghöhe einsam ein Haus, das ein eben so düsteres und trostloses Ansehen hatte, als die nächste Umgebung. Dieses Haus bestand aus einem Erdgeschosse und einem ersten Stocke. Die Bekleidung der Wände war größtentheils abgefallen, die Oeffnungen in den Fenstern waren mit Papier verklebt oder mit Lumpen verstopft, die Laden hingen zerbrochen in ihren Angeln, das Dach war halb mit Ziegeln halb mit Stroh gedeckt, und in den beiden Giebeln war das Fachwerk eingestürzt, so daß man die Dachsparren und den Boden sehen konnte.

In einiger Entfernung um diese Hausruine — man konnte das Gebäude wohl so nennen —

zeigten sich die Trümmern zusammengestürzter Ställe, und das Ganze ward von den Ruinen einer Mauer eingeschlossen, deren Steine zerstreut umherlagen. Innerhalb der Mauer befand sich ein kleiner Garten, der mit einigen verkrüppelten Bäumen und mit Kartoffeln bepflanzt war. Von hier aus gelangte man zu der Hausthür, die mit Brettern und Balken zusammengenagelt war, um sie vor dem völligen Einsturze zu sichern.

Unmittelbar hinter dem Hause erhob sich der kahle Berg, auf dessen Gipfel sich die verwitterten Grundmauern einer Windmühle befanden. Rings umher bedeckten üppige Waldungen die Höhen, und in den Thälern wogten herrliche Aehrenfelder. Der Berg mit seiner elenden, verfallenen Ansiedelung schien von dem Segen der Fruchtbarkeit ausgeschlossen zu sein, kein Baum, kein Strauch zeigte sich dort, graues Heidekraut und hin und wieder einiges Dorngestrüpp wären die einzigen Erzeugnisse des dürren Bodens.

Es war gegen Abend, die Sonne stand schon tief im Westen, und die erquickende Kühle des Abends begann sich einzustellen, als ein Knabe von dem Felde her den Berg betrat, und sich auf einem der

schwarzen Steine niederließ, die früher den Grund einer stattlichen Windmühle gebildet hatten. Der junge Wanderer, bedeckt mit Schweiß und Staub, mochte vielleicht zwölf bis dreizehn Jahre zählen, sein sonnverbranntes, hübsches Gesicht mit großen blauen Augen ward von gekräuselten blonden Haaren umgeben, auf denen nachlässig eine verschossene Tuchmütze lag. Der schlanke jugendliche Körper war im strengsten Sinne des Worts mit Lumpen bedeckt. Eine alte zerrissene Soldatenjacke, viel zu groß für die zarten Knabenglieder und mit unzähligen Flicken behangen, und eine graue Drellhose, die nur bis an das Knie reichte, das es in Fetzen umhing, war die ganze Bekleidung. Von einem Hemde, Schuhen und Strümpfen war nichts zu sehen. Neben dem Knaben lag ein mit Brod, Früchten und einigen alten Kleidungsstücken angefüllter Quersack von grober, schmutziger Leinwand. Die braunen Hände hielten einen abgebrochenen Dornstock, der als Wanderstab diente.

Gedankenvoll starrte der arme Knabe eine Zeit lang vor sich hin, als ob er über die Last des Elendes nachdachte, die er in seiner frühen Kindheit schon zu tragen hatte. Da schritt ein alter Bauer

vorüber, der aus dem Felde kam, das sich auf der Hochebene ausdehnte, die mit dem Bergrücken begann. Als er den Knaben erblickte, verließ er den Weg und trat zu ihm heran.

„Guten Abend!" rief er schon von Weitem.

Der Knabe zog seine Mütze und dankte, ohne aufzustehen.

„Du bist es, Philipp, das dachte ich mir!" sagte der Alte, dessen ganzes Wesen einen hohen Grad von Gutmüthigkeit verrieth.

„Ja, ich bin's!" antwortete Philipp schmerzlich lächelnd. „Ihr habt mich wohl nicht gekannt, Vater Hubert?"

Der Bauer legte seine breiten Hände auf seinen hohen Stock und schüttelte das mit einem dreieckigen schwarzen Hute bedeckte Haupt.

„Wahrhaftig," sagte er verwundert, „Reinhard's Philipp in diesem Zustande wiederzuerkennen, ist nicht so leicht. Armer Junge, woher kommst Du?"

Philipp's Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich habe auf den nächsten Dörfern gebettelt!" sagte er schluchzend. „Dort liegt mein Bettelsack."

„Du lieber Gott!“ murmelte mitleidig Vater Hubert. „Ich habe es nicht glauben wollen, als es mir meine Nachbarn vor einiger Zeit erzählten — jetzt sehe ich es mit meinen eigenen Augen. Wer hätte das wohl vor sechs Jahren gedacht, als hier noch die schöne Windmühle stand, und Wagen über Wagen mit Korn herbeigefahren kamen, so daß der gute Reinhard die Säcke nicht alle in die Mühle bringen konnte. Das ist eine traurige, schreckliche Veränderung. Was macht denn Deine Mutter?“

„Sie ist krank!“

„Und Dein Stiefvater?“

„Am Tage schläft er, und Nachts geht er aus, um nicht von der Sonne verbrannt zu werden, wie er sagt. Weiter weiß ich nichts.“

„Das ist allerdings sehr bequem; aber wohin wird das endlich führen? Höre, Philipp, ich bin Dein Pathe, ich habe Dich über das Taufbecken in unserer Kirche gehalten, und versprochen, für Dich zu sorgen wenn es Deinen Eltern nicht mehr möglich sein sollte — ich glaube, jetzt ist die Zeit dazu gekommen. Du darfst nicht länger dort unten in der Baracke bleiben, die alle Welt flieht wie eine

Räuberhöhle — ich will Dich zu mir in mein Haus nehmen. Das kann ich vor Gott und der Welt nicht mehr verantworten. Als ich neulich Deinen Stiefvater darum anging — er begegnete mir an den Zäunen unsers Dorfs — da lachte er mir geradezu in das Gesicht und meinte, sein Philipp sei zu gut, um wie ein Pferd auf meinem Bauerhofe zu arbeiten: ich aber meine, daß Arbeiten besser ist als Betteln, und Du bist gewiß so verständig, einzusehen, daß ich es nur gut mit Dir meine. Wie alle meine Kinder, die bereits wackere Burschen sind, wirst auch Du bei der Arbeit mit helfen müssen; aber Ungebührliches werde ich von Dir nie verlangen. Ich selbst kann mit Deiner Mutter nicht reden, denn ich mag mit Deinem Stiefvater nicht in Zank gerathen, darum sage Du ihr, was Du so eben gehört hast — —"

Der Knabe brach in lautes Weinen aus.

„Ach, Vater Hubert," rief er schluchzend, „ich weiß, daß Ihr es herzlich gut mit mir meint, und daß es zu meinem Glücke wäre, wenn ich in Euer Haus käme; aber sagt selbst, was soll aus meiner armen kranken Mutter werden? Meine andern Geschwister sind noch klein, und ich allein nur kann

ihr helfen. Seht, gestern und vorgestern hatten wir kein Brod im Hause, wir alle mußten hungern — da stand ich diesen Morgen früh auf, nahm meinen Bettelsack und ging in die Dörfer, in denen man mich nicht kennt. Da in dem Sacke steckt Brod und einige alte Kleidungsstücke — nun können wir uns heute Abend doch einmal satt essen."

„Großer Gott! Aber thut denn Dein Vater gar nichts, um Euch vor Hunger und Kummer zu bewahren?"

„Seit unsere Mühle abgebrannt ist, hat er kein Glück. Neulich kam er vom Getraidehandel zurück und brachte zwei schöne blanke Thaler mit."

„Na, das ist doch etwas!" rief der Bauer.

„Aber durften wir es denn behalten?"

„Warum denn nicht? Wer hinderte Euch daran?"

„Mein Stiefvater sprach eben davon, was er meiner Mutter kaufen wollte, da kamen zwei Amtsdiener und forderten die Steuern für das verflossene Jahr. Ihr habt mich ja erst kürzlich der Steuern wegen ausgepfändet, habt mir die letzte Ziege aus dem Stalle genommen, die meinen Kindern Milch gegeben, sagte mein Vater; jetzt ist nichts mehr

da, als Lumpen. Wenn Ihr die Grundsteuer für Euer Haus nicht bezahlen könnt, so müßt Ihr hinaus, antwortete einer der Diener. Hier ist der Befehl vom Amte — bezahlt, oder das Haus wird verkauft. Da gab mein Vater die zwei Thaler hin, denn unter freien Himmel können wir doch nicht liegen."

„Das ist richtig!" murmelte Hubert. „Der Herr Amtmann sollte auch ein wenig glimpflicher zu Werke gehen. Das ist wahrlich hart."

„Wüthend ging mein Vater fort, und ist bis heute noch nicht zurückgekehrt. Seht, Vater Hubert, da mußte ich wohl ausgehen, um ein Bischen Brod zusammenzuholen."

„Du bist ein guter Junge, Philipp. Warum bist Du denn nicht zu mir gekommen?"

„Ach, die Mutter hat mir es untersagt. Leute, die uns kennen, sollte ich nicht ansprechen."

„Das ist ein falsches Ehrgefühl, mein Sohn!" rief Hubert. „Die Noth ist einmal da, und ihr muß nach Kräften abgeholfen werden. Darum wende Dich an Leute, die das Unglück Deiner Familie kennen, sie werden Deine Mutter gern unterstützen; aber begrüßen muß man sie darum. Hier,"

sagte der Alte, indem er seinen Lederbeutel hervorzog und den ganzen Inhalt desselben in seine Hand schüttete, „hier ist Alles, was ich bei mir habe — es mag vielleicht ein Gulden sein — gieb das Geld Deiner Mutter, ohne dem Vater etwas davon zu sagen. Es ist doch ein Pfennig in der Noth, den ich zu wiederholen gern bereit bin. Und willst Du zu mir kommen, so steht Dir mein Haus offen. Guten Abend, armer Philipp!"

Der wackere Alte entfernte sich so rasch, daß der Knabe ihm seinen Dank nachrufen mußte. Er winkte abwehrend mit der Hand, ohne sich umzusehen.

„Nun will ich rasch nach Hause gehen," sagte Philipp zu sich selbst, indem er das Geld in einen Beutel von Leinwand steckte, der bereits einige erbettelte Pfennige enthielt. „Vielleicht ist mein Stiefvater noch nicht zurückgekehrt, und ich kann der Mutter alles mittheilen, was mir der alte Hubert gegeben und gesagt hat. Ach, er hat wohl Recht: als die Mühle hier noch stand und mein guter Vater lebte, da war es doch eine bessere Zeit! Seit der fremde Mann, den ich Vater nennen muß, angekommen, ist alles dahin."

Philipp warf den schweren Bettelsack über die Schulter und stieg langsam den Berg hinab. Er konnte den abschüssigen Weg nur langsam verfolgen, da er sich in dem brennenden Staube die Füße wund gegangen hatte. Man sah es ihm an, daß ihm jeder Schritt Schmerzen bereitete. Endlich hatte er das Haus erreicht. Auf der Schwelle saßen zwei halb nackte Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die mit einer Katze spielten.

„Da kommt Philipp!" lallten sie, und indem sie ihm die Hände entgegenstreckten. „Hast Du Brod mitgebracht? Wir sind recht hungrig. Mutter hat gesagt, wenn Du kämst, kriegten wir zu essen."

„Ist der Vater zu Hause?" fragte Philipp leise, sich an das siebenjährige Mädchen wendend, das älteste der beiden Kinder.

„Nein!"

„Kommt zur Mutter."

Die drei Kinder gingen nun über eine dunkele Hausflur und traten dann in die Wohnstube. Das ziemlich große Zimmer erhielt ein mattes Licht, das durch die großen Spalten der geschlossenen Fensterladen eindrang. Das Innere des Gebäudes war

dem Aeußern vollkommen entsprechend. Ueberall herrschte Mangel, Hinfälligkeit und Unordnung. Die Wände waren ihrer Bekleidung beraubt, die beschmutzten Bohlen des Fußbodens waren uneben und aufgesprungen, und die Fenster, da sie keine Glasscheiben mehr enthielten, hatte man mit den zerrissenen Laden schließen müssen. Ein großer Tisch aus rohem Holze, zwei Bänke neben demselben, und einige theils zerbrochene Holzstühle bildeten das ganze Geräth. An der Wand sah man einige Bilder, die Philipp geschenkt erhalten und angeklebt hatte. In den Ecken lagen völlig zerlumpte Kleider.

„Philipp ist da, er bringt Brod!" riefen die Kinder, in freudigem Tumulte durch die Stube springend.

Aus einer dunkeln Kammer kamen zwei andere, noch jüngere Kinder hervor. Das eine derselben, halb nackt, kroch auf Händen und Füßen über die hohe Schwelle. Als Philipp sah, daß das kaum einjährige, unbeholfene Wesen den Boden nicht erreichen konnte, ohne zu fallen, warf er seinen Quersack ab, lief nach dem Kinde, und hob es rasch empor. Das Kind begann laut zu schreien. Während sich Philipp Mühe gab, es zu beruhigen, waren

seine andern Geschwister, zu denen sich noch ein elfjähriger Knabe gesellt hatte, über den Sack hergefallen, holten jubelnd große Stücken Brodes daraus hervor, und fingen an, das so lange ersehnte Mal zu halten. Schreien, Lachen, Weinen und Rufen erfüllte das Gemach des Elends.

Diesen Tumult zu beschwichtigen, erschien die Jammergestalt einer Frau, die aus der Kammer kam. Das bleiche, abgehagerte Gesicht war der treueste Ausdruck großen Kummers und Elends. Die vielleicht achtunddreißigjährige Frau, deren Haupthaar, das wirr um die Schläfe hing, bereits zu ergrauen begann, trug Kleider, an denen sich noch die Spuren des frühern Wohlstandes zeigten. Frau Magdalene hatte seit einiger Zeit ihre Sonntagskleider zu dem gewöhnlichen Gebrauche verwenden müssen, da sie aus den ältern die Bedürfnisse ihrer Kinder befriedigt hatte. Man sah das vergebene Bemühen, diese Kleider zu erhalten.

Gleich nach ihrem Eintritte nahm die kranke Frau ihrem Philipp das Kind ab, und es gelang ihr, den kleinen Schreihals zu beruhigen. Der erschöpfte Knabe ließ sich auf der Bank nieder, und sah mit einem schmerzlichen Lächeln dem Treiben

seiner hungrigen Geschwister zu. Er konnte sich mit Recht sagen, daß er ihnen die Freude des Sattessens bereitet hatte.

„Der Vater ist noch nicht zurückgekehrt?“ fragte er.

„Nein!“ antwortete die Mutter, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Wo er nur bleiben mag?“

„Seine Handelsgeschäfte haben ihn vielleicht zu einer Reise veranlaßt,“ sagte die arme Frau in einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie dem Knaben einen gewissen Verdacht verbergen wollte, den sie über die Abwesenheit ihres Mannes hegte. „Er wird diesen Abend wohl zurückkommen.“

„Das hätte er sagen müssen!“ rief Philipp unwillig.

Seufzend ließ sich die Mutter neben dem Sohne auf der Bank nieder, um das jüngste Kind auf den Knien zu schaukeln.

Philipp erzählte nun seine Unterredung mit Vater Hubert.

„Der wackere Mann hat Recht!“ meinte Frau Magdalene. „Ach, daß ich so wenig für Dich thun

kann. Es ist das Beste, Philipp, daß wir uns trennen."

„Und wer wird Dir helfen, wenn Du allein bist? Wer wird das kleine Suschen warten, wenn Du ein wenig schlafen willst? Wer wird die Wege in die Dörfer machen, wenn kein Brod im Hause ist?"

„Für den Augenblick werde ich Dich vermissen, mein liebes Kind; aber bedenke, daß ein wackerer Mann aus Dir werden kann, und daß ich in meinen ältern Jahren einer größern Stütze bedarf, als jetzt. Vater Hubert wird Dich zur Schule schicken, zur Arbeit anhalten — —"

„Laß das jetzt, Mutter, ich gehe nicht zu andern Leuten. Und dafür werde ich selbst sorgen, daß ich später für Dich und mich Brod verdienen kann. Hier ist das Geld, daß mir Vater Hubert für Dich geschenkt hat, und hier — —"

Philipp holte eine Semmel und ein Stück Wurst aus seinem Quersacke, und legte es vor der Mutter auf den Tisch.

„Woher hast Du das?" fragte die erstaunte Mutter.

„Ich habe es gekauft. Nun iß!"

Nachdem Frau Magdalene den Inhalt des Quersacks in einen alten Schrank gepackt und den Kindern Brodschnitten zugetheilt hatte, verzehrte sie die Semmel. Des guten Philipps Freude läßt sich nicht beschreiben, als er sah, daß die Mutter die mitgebrachten Leckerbissen mit Appetit verzehrte. Freude und Hunger würzten ihm sein Stück trockenes Brod zu einem wahren Festmahle.

Mit dem Eintritte der Dämmerung wurden die Kinder zur Ruhe gebracht. Ein großes, mit Lumpen bedecktes Strohlager in der Kammer nahm sie auf. Das einzige vorhandene Bett diente der Kranken zum Lager. Philipp holte Wasser aus dem Brunnen, und traf die kleinen häuslichen Vorbereitungen zur Nacht.

„Der arme, gute Knabe!“ seufzte Magdelene unter Thränen. „Wenn er in diesem Elende nur nicht untergeht! Wo nur Sommer bleibt?“ flüsterte sie, indem sie einen Fensterladen öffnete, um der kühlen Abendluft Eingang zu gestatten. „Mich peinigt eine fürchterliche Angst! Wie verändert ist der sonst so offene Mann. Seit dem Eintritte unserer traurigen Lage ist er verschlossen und mürrisch, er geht ohne Abschied, und kommt ohne Gruß.

Früher fiel es ihm schwer, sich nur auf einige Stunden von mir und seinen Kindern zu trennen, und jetzt bleibt er Tage lang aus, ohne daß ich weiß, wo er sich befindet, und was er treibt. Mein Gott, wenn er nur nicht auf bösen Wegen geht! Philipp darf meinen Argwohn nicht merken, damit des Knaben gutes Herz und seine Ansichten von Recht und Pflicht nicht verdorben werden. Mir kommt es zuweilen vor, als ob mein Mann der Verzweiflung nahe wäre, oder als ob sein Verstand durch die furchtbaren Drangsale gelitten hätte. Mein Gott, mein Gott, steigere unsere Noth nicht bis auf den höchsten Gipfel — die bitterste Armuth will ich gern ertragen, aber wahre uns vor Schmach und Schande!"

Magdalene faltete die Hände und richtete ihre von Weinen trüben Augen zu dem tiefblauen Firmamente empor, an dem die Sterne in einer wunderbaren Pracht glänzten.

Plötzlich trat Philipp, der Holzreiser in dem Hofe zusammengesucht hatte, unter das Fenster.

„Mutter!" flüsterte er.

„Was willst Du?"

„Ich glaube, der Vater kommt."

„Aus welcher Richtung?" flüsterte die bang erregte Frau.

„Dort vom Walde her."

„Was mag er in jener Gegend gethan haben?" fragte sie sich besorgt.

„Das möchte ich auch wissen."

„Hast Du auch recht gesehen?"

„Ich konnte deutlich von der Mauer aus eine dunkele Gestalt auf dem mit Staub bedeckten Wege unterscheiden, der über den Anger unserm Hause zu führt. Wer soll es anders sein, als der Vater?"

Beide lauschten einige Augenblicke nach dem bezeichneten Wege hin.

„Sieh', Mutter, dort kommt die Gestalt!" flüsterte Philipp.

„Ganz recht."

„Es ist sicher der Vater, der so langsam zu gehen pflegt."

Die Gestalt trat über die niedere Mauer in den Hof, dann blieb sie stehen, als ob sie beobachten oder sich orientiren wollte.

„Ich will zu ihm gehen!" flüsterte Philipp.

Magdalene schöpfte Verdacht; sie glaubte nicht,

daß es ihr Mann sei, der bei seiner Ankunft stets rasch in das Haus zu treten pflegte.

„Bleibe! Bleibe!" rief sie leise und ängstlich.

„Fürchte nichts, Mutter, ich will Dich schon vertheidigen!" sagte der Knabe mit blitzenden Augen, indem er sein Holzbündel zu Boden legte, und ein kleines Beil in der frei gewordenen Hand behielt.

„Das ist der Vater nicht!" flüsterte Magdalene.

„So will ich ihn fragen, wer er ist und was er will!"

Philipp, obgleich ihm seine wunden Füße wie Feuer brannten, schritt keck über den Hof, der schwarzen Gestalt entgegen, die unbeweglich an der Mauer stand.

„Wer ist da?" rief der Knabe mit heller Stimme.

„Ach, da regt sich etwas! Ich dachte, dieser Ort wäre unbewohnt," murmelte ein tiefer Baß.

„Wen sucht Ihr den?"

„Ist dies das Haus des Windmüllers Sommer?"

„Ja."

„Und Du bist wohl gar sein Sohn?"

„Der bin ich; aber mein Vater ist nicht zu Hause."

Der Mann, eine herkulische Gestalt, trat dem Knaben näher. Philipp erblickte jetzt einen wohlgekleideten Mann mit einem vollen Gesichte ohne Bart. In der Hand trug er einen Kantschu, und bei den wenigen Schritten, die er ausgeführt, hatten die Sporen an seinen hohen Reitstiefeln geklirrt.

„Ein hübscher Junge!" sagte der Fremde, indem er seine Hand auf Philipp's Haupt legte. „Befindest Du Dich allein in dem Hause?"

„Warum wollt Ihr denn das wissen?" fragte Philipp.

„Nun, es kümmert mich eigentlich nicht, denn wenn Dein Vater nicht zu Hause ist, so habe ich hier nichts zu suchen. Ich werde später wiederkommen."

Philipp mochte gar zu gern wissen, wer der Fremde sei.

„Soll ich dem Vater nicht sagen, wer nach ihm gefragt hat?"

„Nein, mein Junge, das werde ich ihm selbst sagen, denn er kann nicht lange mehr ausbleiben.

Habt Ihr denn bei dem Hause einen Stall, um ein Pferd unterzubringen?"

„Ja!"

„Nun, so will ich in einer Stunde wiederkommen!"

Der Fremde ging denselben Weg zurück, den er gekommen war. Nach einigen Secunden war er in dem Dunkel der Nacht verschwunden, der Klang seiner Sporen ließ sich noch kurze Zeit vernehmen.

Philipp lief zu seiner Mutter.

„Er ist wieder fort!" flüsterte er. Dann gab er eine kurze Beschreibung von dem Aussehen des Mannes, um die Mutter zu beruhigen.

„Gehe zu Bett, Philipp, Du bist müde von Deiner Wanderung. Ich werde den Vater erwarten."

Der Knabe ging in das Haus, und nachdem er eine kleine Zinnlampe angezündet, die auf dem Tische stand, legte er sich zu seinen Geschwistern auf das Strohlager in der Kammer.

„Ich werde mich niederlegen, aber nicht schlafen," dachte er. „Vielleicht ist der Fremde

einer von den reichen Vettern, von denen der Vater so oft erzählt hat."

Frau Magdalene hielten ganz andere Gedanken wach. Sie hatte, ehe ihr Mann das Haus verlassen, eine feine Goldkette bei ihm gesehen, und wenn sie auch nichts gesagt, so war doch der Besitz dieses Gegenstandes ihr schwer auf das Herz gefallen. Ehrlicherweise konnte Sommer das kostbare Geschmeide nicht erworben haben, das war ihr klar; sie zitterte jetzt, daß er bei dem Verkaufe desselben angehalten sein könne. Den Fremden hielt sie in ihrer Herzensangst für einen Polizeispion.

„Sommer ist gut," dachte sie, „aber schwach. Er kann zum Verbrecher werden, wenn es ihm nicht gelingt, seiner Familie Brod zu verschaffen. Seine Ansichten von der Welt sind ganz andere, als die der Leute in unserer Gegend. Mag er es nehmen wie er will, sobald er nach Hause kommt, werde ich ein ernstes Wort mit ihm reden. So kann es nicht bleiben!"

Die bleiche Frau holte einen Kasten mit altem Nähezeuge, und begann, so gut es noch möglich war, die Lumpen der Kinder zu flicken, wozu sie das Zeug benützte, das Philipp mitgebracht hatte.

Mehr als eine Thräne rieselte auf die traurige Arbeit herab.

Nicht lange hatte Magdalene an dem Tische gesessen, als sich Schritte im Hofe vernehmen ließen. Sie erkannte den Gang ihres Mannes. In ängstlicher Spannung sah sie nach der Thür, die sich gleich darauf öffnete. Sommer trat ein. Wir übergehen seine Beschreibung, da der Leser ihn bereits an dem Gitter des fürstlichen Lustschlosses und bei Gelegenheit der Unterredung mit Aurelien auf dem Wege nach der Sägemühle gesehen hat. Diesen Abend ging er nicht barfuß, er trug lange blaue Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen. Im Uebrigen hatte sich seine Kleidung nicht verändert.

„Da bin ich, Frau! Guten Abend!" sagte er, indem er Hut und Stock in einen Winkel warf und sich neben Magdalenen auf die Bank setzte.

„Guten Abend, Sommer!" sagte die bleiche Frau, höchlich verwundert über die fröhliche Stimmung ihres Mannes. So hatte sie ihn seit langer Zeit nicht gesehen. „Du bleibst lange?" wagte sie schüchtern zu fragen.

„Ja, mein Kind, ich blieb lange — hast wohl meinetwegen in Sorgen gelebt?"

„Nun ja, wenn der Mann Tagelang aus dem Hause bleibt, ohne daß man weiß — —"

„Ich wußte es ja selbst nicht, als ich ging, daß ich eine Handelsverbindung anknüpfen konnte, von der ich eine gänzliche Umgestaltung unserer Lage erwarte. Ja, sieh mich nur an," rief Sommer lächelnd und seine großen dunkeln Augen blitzten in einem seltsamen Feuer — „sieh' mich nur an, armes Weib, ich sage die reine Wahrheit. Harre nur noch kurze Zeit aus, und wir verlassen diese Baracke, um sie mit einem schönen Hause zu vertauschen. Das Glück hat uns so lange den Rücken zugekehrt, es wird uns ja endlich einmal das Gesicht wieder zuwenden. Was machen unsere Kinder?"

„Sie sind gesund und schlafen."

Sommer legte seinen Kopf in beide Hände, und stützte die Elbogen auf den Tisch. Lächelnd, als ob angenehme Gedanken ihn beschäftigten, starrte er sinnend vor sich hin. Geist und Wahnsinn sprachen zugleich aus diesem seltsam verwilderten Gesichte. Die große glänzende Glatze gab ihm ein fast ehrwürdiges Ansehen; der übrige Theil des

Antlitzes trug das Gepräge des ruhelosen, vagirenden Lebens. Alle Widersprüche vereinigten sich in diesem Manne, der stärkste jedoch war der hohe Grad von geistiger Bildung und die tiefe Verworfenheit, die in seinem Gewerbe, und nicht selten in seinen Worten lag. Sommer bewegte leise seine blaurothen, aufgesprungenen Lippen, als ob er betete. Aber dabei verzog sich das lederfarbene Gesicht zu einem höhnischen Lächeln.

Frau Magdalene, die den Sinnenden beobachtete, schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Betrunken ist er nicht," dachte sie; „und dennoch sieht er aus, als ob er seines Verstandes nicht mächtig wäre. Und dieser Mann spricht von einer günstigen Veränderung unserer Lage. Wehe meinen armen Kindern, wehe mir selbst!"

Plötzlich fuhr Sommer empor, als ob er sich eines wichtigen Umstandes erinnerte.

„Höre, Frau," rief er, mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn fahrend — „wie steht es mit einem guten Abendessen? Mein Magen erinnert mich daran, daß ich ein Mensch bin, dem der Schöpfer unaufhörlich zuruft: Du sollst viel und gut essen! Hast Du etwas in Deiner Küche?"

„Sommer, diese Frage!“ rief Magdalene. „Die Zeiten sind vorbei, wo ich in die Küche und in die Speisekammer gehen konnte. Alles, was ich Dir bieten kann, ist ein Stück trockenes Brod und frisches Wasser.“

Der Gesichtsausdruck des Mannes änderte sich plötzlich. Die Freundlichkeit verschwand, und statt ihrer erschien ein kalter, fürchterlicher Ernst.

„Brod! Brod!“ murmelte er. „Als ich Dich vor drei Tagen verließ, hattest Du wenig noch — sollte der kleine Vorrath bis heute gereicht haben?“

„Nein, Sommer, wir haben gestern und heute gefastet. Diesen Abend jedoch sind die Kinder nicht hungrig zu Bett gegangen.“

„Woher kommt das Brod?“

„Du kannst es wissen, Mann!“ sagte Magdalene in schmerzlicher Bitterkeit. „Philipp ist auf die Dörfer gegangen, und hat Brod eingesammelt.“

„Also gebettelt? Frau, das hast Du nicht gut gemacht. Ich mühe mich ab, daß man in dieser Gegend unsere Armuth nicht bemerkt, und Du schickst den Jungen auf die Bettelei aus.“

„Woher sollte ich Nahrung für die hungernden Kinder nehmen?“ sagte die immer noch geduldige

Frau. „Du gehst hinaus, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Wie anders konnte ich, die schwache, kranke Mutter, sorgen? Glaube mir, es hat mir fast das Herz abgedrückt, als ich den armen Philipp mit dem Bettelsacke auf dem Rücken den Berg hinangehen sah."

Magdalene begann still zu weinen. Die hellen Thränen rollten über die bleichen, abgehärmten Wangen.

„Weib," rief Sommer in zorniger Aufwallung, „Du bringst mich mit Deinen Thränen zur Verzweiflung! Hast Du denn nicht so viel Kraft, Dich in die Umstände zu schicken? Trage ich etwa die Schuld an unserm Unglücke? Anstatt mich bei gutem Muthe zu erhalten, daß ich rüstig fortarbeiten kann, plagst Du mich mit Deinem ewigen Lamentiren. Ich leide mehr als Du, darum solltest Du Rücksicht nehmen. Fast muß ich glauben, Du machst mir stets eine böse Miene, weil ich nicht so viel schaffe, daß Du ein bequemes Leben führen kannst. Rechte mit Deinen saubern Verwandten, die Dich der Armuth preisgeben, rechte mit dem da oben, der den Blitz in Deine Mühle sandte, daß sie mit Strumpf und Stiel abbrannte. Ich kann nicht mehr thun, als ich thue."

„Ja, Du kannst es, Sommer!“ rief mit fester Stimme die Frau.

„Wie? Gieb Rath!“

„Gehe auf die Arbeit, und wenn Du täglich nur einige Groschen verdienst. Man wird Dich als einen fleißigen Mann achten, und später gern unterstützen. So aber zieht man sich von Dir zurück, und beklagt höchstens Deine arme Familie.“

„Ah, da hinaus will die kluge Frau!“ rief Sommer mit einem gräßlichen Lachen. „Tagelöhner soll ich werden, soll den hochnäsigen Bauern, die nicht klüger als ihre Ochsen sind, das Feld bestellen, damit sie erndten können. Das wäre eine Beschäftigung für einen Mann von Geist! Mein Kind, was ich bestelle, will ich auch erndten. Sieh' diesen Schädel an, den das Unglück kahl gemacht — sieh' ihn an,“ rief er stärker, und indem er mit der flachen Hand heftig an die Stirn schlug — „in diesem Schädel sitzt mehr Verstand, als alle Bauern dieser Gegend zusammengenommen in ihren Strohköpfen haben. Mir fehlt der Muth nicht, mit der Hartnäckigkeit des Schicksals zu kämpfen — die lächerlichen Bauern verachte ich. Aber was schwatze ich denn — Du verstehst mich nicht, Du verstehst

mich nicht! Weib, mache ferner keine Dummheiten, und schicke mir den Jungen nie wieder aus. Wir darben jetzt, um später zu genießen, und je geheimer wir unsere Armuth halten, je sicherer gelangen wir zum Ziele."

„Mir scheint," flüsterte Magdalene, „wir sind bereits am Ziele! Tiefer kann eine Familie, die früher im Wohlstande gelebt hat, nicht sinken."

„Frau," fuhr Sommer auf, „mache mir keine Vorwürfe! Es ist wahr, von der Müllerei verstehe ich nichts, auch ist sie keine Beschäftigung für mich; aber ich verfolgte einen wohlüberlegten Plan, als ich die Wittwe des Müllers Reinhard heirathete — diesen Plan hat mir das Schicksal vereitelt, darum mußte ich einen andern ersinnen. Sieh', Lene, das Leben ist ein ewiger Kampf mit den Menschen, in dem Tapferkeit und Muth wenig helfen, wenn nicht Verstand, und vor allen Dingen List ihn unterstützen. Soll ich mit dem Schatze nicht wuchern, den mir der Zufall in den Kopf gelegt hat? Soll ich mit den Fäusten arbeiten, da ich hier eine weit größere Kraft besitze?"

„Nun, was hast Du denn für einen Plan?" fragte die Frau.

„Unsere Armuth in Reichthum zu verwandeln. Lene, Du wirst noch ein glänzendes Leben führen! Du wirst keinem Tagelöhner, sondern einem Manne angehören, den die Welt achtet und fürchtet. Und niemand wird wissen, daß ich einst in diesen Lumpen durch das Land geschlichen bin. Man muß seine Talente an das Licht bringen, und man wird von allen Seiten gesucht."

„Um uns kümmert sich kein Mensch."

„So wähnst Du in Deiner Kurzsichtigkeit!" murmelte Sommer mit einem höhnenden Lächeln. „Es wird keine Stunde vergehen, und man klopft an die Thür, man kommt um mich aufzusuchen. Das ist das Resultat meiner Abwesenheit, das ist die erste Frucht von dem, was ich, der Lumpenmann, gesäet habe. Unser Haus ist fast eine Ruine, Frau, und man meidet es — aber das ist gut, das ist gut! Das Elend schützt am sichersten vor den Angriffen der Menschen, denn wo nichts zu holen ist, lassen sich selbst die Frohnvögte nicht sehen. Nun gieb mir die Hand, Frau, und vertraue mir, Deinem Manne, der für Dich sorgt und arbeitet."

Sommer sprach diese Worte mit einer Ruhe und Gewißheit, daß Lene kaum den Muth hatte,

daran zu zweifeln. Sie reichte ihm schweigend die Hand, und fuhr dann fort zu arbeiten.

Der Mann erhob sich, und ging in schwerfälligen Schritten der Thür zu.

„Wohin, Sommer?"

„Ich komme im Augenblicke zurück!" sagte er freundlich und geheimnißvoll. „Ich habe Dir eine kleine Ueberraschung vorbereitet."

Er verschwand. Nach einigen Minuten trat er wieder ein, ein Paket unter dem Arme tragend.

„Erräthst Du, was ich bringe?"

„Nein!"

„Gieb Acht, Frau, und staune! Dies ist der Anfang unsers Glücks!"

Er öffnete das grobe Leinentuch, und legte einen Schinken, einen großen Braten und Weißbrod auf den Tisch; dann setzte er zwei Flaschen Wein daneben.

„So habe ich für Dich gesorgt, Weib! Und nun komm, wir wollen nach den langen Entbehrungen ein lucullisches Mahl halten. Als ich Dich vorhin um ein Nachtessen anging, machte ich nur einen Spaß. Ich wollte Dich ängstigen, um Dich später zu erfreuen."

Der Mann begann wacker zu essen; die Frau trank nur ein wenig von dem Weine. Da ließ sich plötzlich ein Geräusch an dem Fenster vernehmen, und die Frau, die erschreckt hinblickte, sah das Gesicht eines Mannes, der lächelnd dem Abendessen der beiden Gatten zusah.

„Guten Abend, Freund Sommer!“ rief eine Stimme.

„Ah,“ rief der Angeredete, ohne sich in der Befriedigung seines Appetits stören zu lassen. „Da kommt schon einer meiner Kundleute! Nur herein, ich halte offene Tafel!“

„Seid Ihr noch allein?“

„Ja! Und daß ist ein Glück, denn ich kann ruhig essen. Wollt Ihr mein Gast sein?“

„Danke! Vollendet Euer Mahl, ich werde den Gefährten, den Dritten in unserm Bunde erwarten.“

„Thut das!“

Der Mann verschwand wieder von dem Fenster, und man hörte seine Schritte in dem Hofe.

„Sommer,“ flüsterte die ängstliche Magdalene, „ehe Du kamst, war schon ein Mann hier und fragte nach Dir.“

„Nun, habe ich nicht Recht?“ lachte Sommer. „Man sucht mich auf.“

„Wer sind die Leute, die bei Nacht und Nebel kommen?“

„Männer von Herz und Geist, liebes Weib! Männer, die wie ich die lieberliche Fortuna zwingen wollen, ihr Füllhorn über uns auszuschütten! Mehr kann ich Dir vor der Hand nicht sagen. Jetzt räume die Tafel ab, dann gehe zu Bett, es ist schon spät. Den Wein laß zurück. In einer Stunde ist die Sitzung vorüber, dann komme ich zu Dir.“

Magdalene that, wie ihr gesagt, und zog sich in die Kammer zu ihren Kinder zurück, die alle in einem festen Schlafe lagen. Nur Philipp wachte noch, die Besorgniß um seine Mutter ließ ihm keine Ruhe, obgleich er von seiner Wanderung sehr ermüdet war. Er stellte sich, als ob er schliefe, und den Eintritt der Mutter nicht bemerkte, Magdalene blieb in der Nähe der Thür, um zu hören, was in dem Zimmer vorgehen würde. Es stürmten so viel Gedanken auf die arme Frau ein, die an ein einfaches, ruhiges und ordentliches Leben gewöhnt war, daß sie weinend auf dem Boden niedersank, und ein

leises Gebet zum Himmel sandte. Die Reden ihres Mannes konnte sie zwar nicht fassen, aber der Verdacht hatte sich bei ihr eingenistet, daß er auf unerlaubte Art das Ziel verfolgte, dessen Erreichung er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte.

„Mein Gott," betete sie, „füge es gnädig, daß mein Mann kein Verbrecher werde!"

Dann begann sie zu lauschen.

Zweites Kapitel.

Sommer begrüßte in dem Hofe einen Mann, der das Aussehen eines thüringschen Bauers hatte. Dieser Mann trug auf dem Rücken ein Holzgestell, in dem sich zwei Ballen Leinwand, mit Stricken befestigt, befanden. Er hatte seinen starken Knotenstock unter das Gestell gesetzt, um sich während des Stehens die Last desselben zu erleichtern.

„Neun Uhr ist längst vorüber, mich wundert, daß Becker noch nicht angekommen ist, er pflegt sonst sehr pünktlich zu sein," sagte der Bauer.

„Horch, sind das nicht Hufschläge?" flüsterte Sommer, „den der ungewohnte Genuß des Weins ein wenig aufgeregt hatte."

„Ganz recht, er kommt!"

Die Hufschläge eines trabenden Pferdes er-

klangen hell vom Walde herüber, der sich wie eine riesige schwarze Masse jenseits eines weiten Kornfeldes ausdehnte. Die beiden Männer lauschten.

„Funke," flüsterte Sommer.

„Nun?"

„Wie lange kennst Du den Becker?"

„Beinahe drei Jahre."

„Ist ihm auch zu trauen?"

„Ich stehe für ihn, wie für mich selbst.'

„Das läßt sich hören."

„Wir haben schon manches Geschäft zusammen gemacht. Becker gilt allgemein für einen ehrlichen Roßtäuscher, und es wird niemandem einfallen, ihn anzuhalten, er kann ungehindert reisen, wohin er will. Der Mann ist uns unentbehrlich, ohne ihn würden wir nichts verwerthen können. Man würde schöne Augen machen, wenn ich oder Du einen schweren Goldring oder ein Geschmeide verkaufen wollte, das zu unserer groben Hand paßt wie die Faust auf's Auge."

„Du hast es zu verantworten, wenn wir betrogen werden."

„Sei ohne Furcht, Sommer, ich hafte mit meinem Kopfe dafür."

In diesem Augenblicke hielt ein Reiter an der Mauer. Die beiden Männer traten zu ihm. Der Reiter stieg ab und zog sein Pferd in den Hof. Der Bauer begrüßte den Roßtäuscher, und machte ihn mit Sommer bekannt.

Das Verbrechen schließt schneller Freundschaft als die Tugend. Ein Händedruck genügte, und Sommer und Becker waren Freunde.

„Ich war vor einer Stunde schon einmal hier," sagte der Roßtäuscher, „während mein Pferd dort unten ein wenig gras'te. Um in der Nacht sicher zu gehen, suchte ich mir in der Dämmerung den Weg. Jetzt gebt mir einen Stall für mein Thier, es muß ruhen, wenn ich bis morgen Abend mein Ziel erreicht haben will."

Nach einiger Zeit traten die drei Männer in die von der Lampe matt erhellte Stube. Während Sommer das Fenster schloß, legte Becker einen Mantelsack auf den Tisch, und Funke setzte seine Last, die er nur als Aushängeschild zu tragen pflegte, hinter die Thür. Sommer machte den Wirth, und präsentirte seinen Gästen Wein. Sie tranken aus einem Holzbecher, den Philipp gefertigt hatte."

„Nehmt, Freund," sagte Sommer, indem er

dem Pferdehändler das gefüllte Gefäß reichte. „Das Naß ist gut, es kommt aus dem Keller eines reichen Mannes. Ich konnte nicht mehr fortschleppen, sonst hätte ich ein Dutzend Flaschen mitgebracht. Aber geduldet Euch bis gegen Mitternacht, und Ihr werdet den Weinfuhrmann sehen, der noch einen hübschen Rest nachbringt. Bis dahin ist unser Geschäft geordnet, und wir können dem Bachus fröhnen. Trinkt darauf, daß unsere neue Freundschaft eine recht alte werde. Jedes Kind in der Welt muß gekauft werden."

Becker starrte den Mann, der diese Worte sprach, mit großen Augen an.

„Hört, Sommer," murmelte er erstaunt, „unser Freund sagte mir, ich würde hier einen Windmüller antreffen, der durch Unglück in große Armuth gerathen sei —"

„Unser Freund hat Recht — dort oben stand die Windmühle, jetzt ist nichts mehr davon übrig, als ein Dutzend Steine."

„Seid Ihr immer in dieser Gegend gewesen?"

„Ja und nein!"

„Leugnet nicht, Ihr seid aus dem Preußischen."

„Und wenn ich es wäre?“ fragte Sommer, nicht ohne einige Verlegenheit.

„Dann müßt Ihr mich kennen.“

„Es giebt der Menschen so viel, die Becker heißen — —“

„Aber keinen zweiten außer mir, der einmal Euer Nachbar war, als Ihr noch herrlich und in Freuden lebtet und in einem schönen Hause wohntet.“

„Becker, bei meiner Seele — Ihr wart damals aber nicht ein Roßtäuscher?“

„O nein, man nannte mich Amtmann, weil ich einen königlichen Amthof gepachtet hatte. Und Euch nannte man — —“

„Still, Becker, still!“ rief Sommer eifrig, und seine großen Augen schossen unheimliche Blicke. „Jene Zeit ist hin, und ich will nicht mehr daran erinnert sein. Ihr wart mein Nachbar und müßt wissen, daß ich mein Schicksal nicht verdient habe. Ich hatte Feinde, denen ich im Wege war.“

„Das ist hart! Das ist hart!“ murmelte Becker, indem er den Bettler erstaunt betrachtete. „Also so weit kann es in der Welt mit einem ehrlichen wackern Manne kommen! Gebt mir Eure Hand, Sommer, die ich so oft gedrückt habe! Der

Teufel hole die dummen Menschen, wir wollen fortan die Klugen spielen und die elende Vergangenheit vergessen."

„Wenn ich es kann!" sagte Sommer, indem er starr vor sich hinblickte. Dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen und rief in dem seltsamen Lachen, das ein Gemisch von Wahnsinn, Verzweiflung und Schadenfreude zu sein scheint: „also der Amtmann Becker kämpft auch mit dem Schicksale? Willkommen, Amtmann, wir sind Genossen, und aller Verdacht sei verbannt. Es ist viel leichter, ehrlich im Glücke zu sein, als im Unglücke, und ich habe Euch stets als einen ehrlichen Mann gekannt."

Es bemächtigte sich der beiden Freunde aus jenen schönen, glücklichen Zeiten, in denen sie sich einer allgemeinen Achtung erfreuten, einige Befangenheit darüber, daß sie sich als Genossen eines Gewerbes wiedertrafen, das im Dunkel der Nacht und mit List und Verwegenheit geübt werden mußte. Sommer sprach tüchtig dem Weine zu, während Becker gewaltsam seine Zerstreutheit bekämpfte.

„Ich trage zwar den größten Theil der Schuld an der Veränderung des Schicksals dieses Mannes,"

sprach er leise zu sich selbst — „aber was thuts? Ich bin ja denselben Weg gewandelt, ohne es eigentlich zu wollen und ohne Anregung anderer Personen. Gegen seine Bestimmung kann niemand kämpfen, und wenn er Riesenkraft anwendet. Sommer wäre dennoch geworden, was er ist!"

Funke beobachtete mit scharfen Blicken seine beiden Genossen, doch so, daß sie nichts davon gewahrten. Er saß hinter dem Tische, und stützte den Kopf mit beiden Armen, als ob er sehr müde sei.

„Nun, Kameraden," rief er, „zum Geschäft! Die Nacht ist kurz, und es giebt noch Manches zu besprechen. Glaubst Du, Sommer, daß Mangold heute kommt?"

„Still! Still!"

Alle horchten.

Draußen in der ruhigen Nacht ließ sich das Geräusch vernehmen, als ob ein kleiner Handwagen über den Hof führe.

„Da ist er schon!" rief Sommer. „Der wackere Scheerenschleifer hat früher oft bei mir übernachtet, er wird auch heute nicht fehlen."

„Dann hat er ein Geschäft gemacht!" sagte Funke.

„Vielleicht.“

„Was glaubst Du?“

„Ich habe ihm vorgestern gesagt, daß Becker heute auf meiner Papiermühle eintreffen wird.“

„Ah, dann hat er Aufträge zu ertheilen. Der brave Bursche will seine Ehre nicht auf das Spiel setzen.“

Sommer hatte das Fenster geöffnet, und rief den Namen dessen, den man vermuthete.

„Ich bin's!“ antwortete eine Stimme.

„Fahre Deinen Karren unter den Schuppen.“

„Ist er denn noch nicht eingestürzt?“

„Die nächsten Herbststürme werden ihn wohl mitnehmen. Beeile Dich!“

„Was giebt's denn?“

„Es ist Gesellschaft da!“

Nach einigen Minuten trat der Scheerenschleifer, ein Mann mit ergrautem Haare, aber von großer, kräftiger Gestalt, ein. Seine Bekleidung war der Funke's ähnlich. Ueber Brust und Schulter trug er ein breites Karrenseil, und unter dem Arme einen Kasten, wie man vorn auf den Scheerenschleiferkarren zu sehen pflegt. Es fand eine kurze Begrüßung statt, und Sommer übernahm es, den

Scheerenschleifer mit dem Roßtäuscher bekannt zu machen.

„Sind wir auch ungestört? Kann uns niemand belauschen?" fragte Funke.

„Meine Familie liegt längst im festen Schlafe," antwortete der Besitzer des Hauses. „Also zur Sache!"

Die vier Männer setzten sich um den Tisch. Der Amtmann holte eine Brieftasche hervor, schlug sie auf, und schickte sich an zu schreiben. Funke legte ein rothes Maroquin-Etui vor sich hin; der Scheerenschleifer holte aus seinem Kasten ein großes Papierpaket hervor, und Sommer packte kleine in Papier gewickelte Bündel aus seiner Tasche auf den Tisch. Der Amtmann überflog die Gegenstände mit gierigen Blicken.

„Jetzt, Kinder," sagte er, „gebe mir ein jeder an, was er mir zum Verkaufe anzuvertrauen gedenkt. Ich trage es hinter den Namen und liefere die dafür empfangene Verkaufssumme gewissenhaft ab. Für meine Arbeit fordere ich nichts, als die gemeinschaftliche Bestreitung der Reisekosten und vierzig Prozent des Ertrags. Seid Ihr zufrieden?"

„Ja!" war die einstimmige Antwort.

„Nun hört meinen Plan: die Messe in Frankfurt am Main beginnt; dort finden sich eine Menge Juwelenhändler ein, die ohne Fragen Kaufen und Verkaufen, wie sich ihnen die Gelegenheit bietet. Dorthin werde ich reisen, und auf der Messe als Juwelenhändler erscheinen — vorausgesetzt, daß Eure Sachen der Art sind, daß sie die Mühe lohnen. Laß sehen, was Ihr erobert habt."

„Eine Frage!" rief Sommer. „Mangold, hast Du meine Kette verkauft?"

„Nein, ich durfte es nicht wagen; die kleinen Goldarbeiter in hiesiger Gegend sind sehr ängstlich, sie machen bei der Polizei Anzeige, sobald ihnen etwas Verdächtiges aufstößt. Du hast mir zwar gesagt, die Kette sei ein Geschenk von einer Dame — der Teufel aber traue dem Frieden, da Ihr in jetziger Zeit so viel, und wie es scheint bedeutende Geschäfte gemacht habt. Es ist rein unmöglich, hier zu Lande etwas unterzubringen. Nimm Deine Kette zurück."

Der Scheerenschleifer suchte einen Augenblick in seinem Kasten, der mit Schneideinstrumenten aller Art angefüllt war, dann gab er Sommer die in ein Papier eingeschlagene Kette. Es war die-

selbe, die der Bettler von Aurelie empfangen hatte. Becker drückte seine Verwunderung darüber aus und meinte, wenn alle Gegenstände so wären, ließen sich in Frankfurt gute Geschäfte machen.

„O, das ist nichts," rief Funke, „da besitze ich noch andere Dinge! Um Lumpereien wagt man sein Leben oder doch mindestens seine Freiheit nicht. Mangold, fangt Ihr an."

Der Mann holte eine Menge kostbarer Gold- und Silbersachen hervor, und zählte sie dem Roßtäuscher zu; dieser verzeichnete sie in seiner Brieftasche. Dann kam Funke an die Reihe. Aller Blicke hafteten erstaunt auf dem Reichthume, den er ausbreitete. Goldene Armspangen, Ohrgehänge, Halsgeschmeide mit kostbaren Steinen, schwere Goldketten, zwei künstlich ciselirte Damenuhren, und ein Besteck goldener Löffel flimmerten auf dem Tische. Die strahlenden feinen Gegenstände nahmen sich seltsam aus unter den rauhen Händen und in der elenden Umgebung.

„Nun, was meint Ihr?" fragte triumphirend der Leinwandhändler. „Ist das nicht ein reicher Fang? Wird unser Freund Becker auf der Frankfurter Messe anständig erscheinen können? Noch

einmal einen solchen Griff, und ich kaufe mir ein Rittergut."

Mangold und Becker brachen in ein lautes Lachen aus; nur Sommer starrte düster vor sich hin. Der Roßtäuscher notirte, und packte die Sachen in seinen Mantelsack.

„Höre, Becker, wenn Du mich betrügst!" rief der Leinwandhändler halb im Scherze, aber doch in einem Tone, der deutlich verrieth, daß sich bei dem Verschwinden der Kostbarkeiten das Mißtrauen in ihm regte.

„Wenn Du mir nicht trauest, so nimm Deinen Kram zurück!" sagte der Amtmann verletzt.

„Du Narr, das will ich damit nicht gesagt haben! Ich könnte ja sonst selbst nach Frankfurt gehen —"

„Probire es, probire es!"

„Oho!" rief Funke.

„Heimlich einen Schrank zu erbrechen oder aus einem offenen verstohlener Weise etwas herauszuholen, ist viel leichter als mit Anstand einen öffentlichen Verkauf abzuschließen. Ihr aber habt Gesichter und Hände wie Bauern, Ihr sprecht wie Bauern und bewegt Euch wie Bauern — da seht

meine Hände, meine Tournüre an — wenn ich solche Sache feil biete, wird man glauben, daß sie mein Eigenthum sind. Euch packt man bei'm Kragen und schleppt Euch vor das Criminal-Amt. Wenn Ihr mich nicht gefunden hättet, wären diese Kostbarkeiten für Euch nur Plunder. Wollt Ihr nun noch selbst nach Frankfurt reisen?"

„Er hat Recht," sagte der Scheerenschleifer.

„Willst Du Deine Sachen zurückhaben?" rief Becker, der den Beleidigten spielte.

„Verstehst Du denn keinen Spaß? Sommer, liefere ab!"

Der Mann der Müllerin hatte die schlechtesten Geschäfte gemacht. Sein ganzer Reichthum bestand in der goldenen Kette und einigen unbedeutenden Silbersachen.

„Also in vierzehn Tagen seht Ihr mich wieder," sagte Becker, indem er seinen Mantelsack zuschnürte. „Wo treffen wir uns?"

„Hier! Hier!" riefen die Männer.

„Tragt Sorge, daß ich dann eine zweite Reise zur Leipziger Messe antreten kann."

„Ich habe schon meinen Plan gemacht," antwortete Funke. „Um ihn auszuführen bedarf ich

einer Hülfe — Freund Sommer wird mich begleiten. Nächstens komme ich wieder, und wir nehmen Rücksprache. Da fällt mir etwas ein. Bei dem Geschäfte, das ich diesen Morgen machte —"

„Was, unterbrach ihn der Amtmann, am hellen, lichten Tage hast Du —?"

„Ruhig, Freund, Nachts ist die Sache mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft. Am Tage sieht man besser, und Thor und Thüren sind offen."

„Was fällt Dir ein?" fragte Mangold, der Scheerenschleifer.

„In der Eile habe ich ein Paket Papiere ergriffen, es lag in einem wohlverwahrten Schranke bei den Kostbarkeiten. Da ich kein Schriftgelehrter bin, aber vermuthe, daß diese Dinge, weil sie sorgfältig verschlossen waren, von Werth sein können, so schenke ich sie Sommern zum beliebigen Gebrauche. Hier sind sie!"

Er holte aus seinem Leinwandsacke ein Bündel Papiere hervor, das mit einem schwarzen Seidenbändchen umwickelt war, und warf es vor Sommer auf den Tisch hin.

„Wenn Du es nicht gebrauchen kannst," fügte er hinzu, „so verbrenne den Kram."

Sommer warf die Papiere mürrisch in einen alten Wandschrank.

Der Scheerenschleifer ging hinaus zu seinem Karren, und kam gleich darauf mit einigen Flaschen Wein zurück. Da es an Gläsern gebrach, nahm ein Jeder eine Flasche, schlug den Hals ab, und begann zu trinken. Der kräftige Wein erhitzte die Gemüther der wackern Männer, und es entspann sich bald ein lebhaftes Gespräch. Mangold machte noch einen Gang zu seinem Karren, und ehe eine Stunde verflossen war, lagen die berauschten Männer in einem tiefen Schlafe. Der Roßtäuscher allein war nüchtern geblieben. Er nahm seinen schweren Mantelsack, schlich in den Stall, und sattelte sein Pferd. Dann zog er das Thier vorsichtig aus dem Hofe, schwang sich in den Sattel, und ritt davon.

Der Morgen graute, als Frau Magdalene in das Zimmer trat. Ihr Mann lag ausgestreckt am Boden, der Leinewandhändler saß auf der Bank und hatte den schweren Kopf auf den Tisch gelegt; der Scheerenschleifer war bei seinem Kasten eingeschlafen.

Dem armen Weibe war kein Wort der stattgehabten Verhandlungen entgangen, sie kannte nun

den Plan, den ihr Mann verfolgte, um das traurige Schicksal seiner Familie zu ändern.

„Großer Gott," flüsterte sie, „was ich befürchtete, ist schon in Erfüllung gegangen — mein Mann ist bis zum Verbrecher herabgesunken! Und in welcher Gesellschaft befindet er sich! Das Haus, in dem mein braver Reinhard schaltete und waltete, in dem ich einst die glücklichsten Stunden verlebte, ist jetzt ein Sammelplatz für Diebe. Ich muß wissen, wo die Missethaten begangen sind — vielleicht geben mir die Papiere Aufschluß, die Sommer in den Wandschrank geworfen hat. Außerdem darf ich sie nicht in seinen Händen lassen, denn er weiß nicht mehr, was er thut und wir könnten leicht verrathen werden.

Magdalene holte die Papiere aus dem Schranke, und verbarg sie in den Kissen ihres Bett's.

Als die Sonne hinter den Bergen hervortrat, erwachten die Schläfer. Die Gäste nahmen Abschied von dem Wirthe, nachdem sie den Rest der Flaschen geleert und eine kurze Rücksprache genommen hatten. Ueber das Verschwinden Becker's wunderten sie sich nicht, da sie wußten, daß er zeitig seine Reise hatte antreten wollen.

„Er wird schon wiederkommen und Rechnung ablegen," sagte der Leinewandhändler, indem er mit dem Scheerenschleifer, der seinen Karren zog, den Hof verließ.

„Was hast Du für Bürgschaft?" fragte dieser.

„Eine sehr gute. Becker hat meiner Frau sein Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, in die Kost gegeben, an dem er mit Leib und Seele hängt. Wird Dir nun klar, daß wir ihm trauen dürfen?"

„Wenn das ist!" murmelte Mangold, indem er seine kurze Pfeife anzündete. „Aber ich fürchte für Sommer."

„Warum?"

„Der Kerl scheint nicht mehr bei vollem Verstande zu sein. Hast Du nicht gesehen, wie er vor sich hinstarrte, und dann wieder wie ein Verrückter lachte? Das ist verdächtig. Es wäre gut, wenn wir ihn so bald als möglich abschafften."

„Das geht nicht, Freund! Seine Baracke liegt auf der Grenze, und wir werden sie noch manches Mal gebrauchen, wenn wir in diesem Jahre so viel verdienen wollen, daß wir im nächsten Frühjahre nach Amerika auswandern können. Und dann muß ich Dir bemerken, daß Sommer stets so ge-

wesen ist. Das macht seine Gelehrsamkeit. O, der hat schon manchem Pfaffen und Advokaten eine Nuß zu knacken gegeben, an der den Herren die Zähne stumpf geworden sind. Wenn ich das gelernt hätte, was er weiß, ich würde eine ganz andere Rolle im Leben spielen."

„Wie ist er denn nur mit der Wittwe Reinhard bekannt geworden?"

„Vor sieben oder acht Jahren starb ihr der Mann durch ein Unglück. Ich kam jährlich einigemal in die Mühle, um Leinwand oder Flachs zu kaufen, weil der verstorbene Reinhard, ein guter, thätiger Mann, darin Geschäfte machte. Um diese Zeit sah es bei den Leuten anders aus. Da oben klapperte Tag und Nacht die Windmühle, und hier unten im Hause blökten die Kühe und die Rinder, daß es eine Freude war. Reinhard, früher ein armer Müllergeselle, hatte mit dem kleinen Vermögen seiner Frau das Grundstück angekauft, aber es war noch eine tüchtige Schuld darauf geblieben. Um die Zinsen zu erschwingen und von dem Kapitale abzuzahlen, trieb Reinhard auch Oekonomie, und dazu hatte er die umliegenden Aecker gepachtet. Die ersten Jahre ging alles gut, die jungen Leute hat-

ten drei hübsche Kinder und lebten glücklich. Da stirbt der Mann, und die ganze Wirthschaft lag auf der jungen Wittwe allein, die ohne Verwandte in der Welt stand. Was sollte sie nun machen? Die Landwirthschaft durfte sie nicht aufgeben, weil sie die Schuld abtragen mußte, die noch auf dem Grundstücke stand, und die Mühle allein brachte so viel nicht ein. Sie mußte entweder die Wirthschaft fortsetzen, wie sie angefangen war, oder sie ganz aufgeben und die Mühle verkaufen. Was sollte sie dann mit ihren drei Kindern anfangen?"

„Ja freilich, das war ein böse Geschichte."

„Ihre Mühle hatte sie einem rothhaarigen Gesellen anvertraut, und dieser Kerl betrog sie auf alle nur mögliche Weise. Von der Landwirthschaft verstand sie auch nicht viel, und hier ward sie von den Knechten betrogen. Als die Zeit kam, wo sie abzahlen sollte, war natürlich kein Geld da. Der Hauptgläubiger, ein gewisser Kammerjunker in der Residenz, warf ihr einen Prozeß an den Hals. Dieser prächtige Kerl, dem die Mühle früher gehört, hatte von dem verstorbenen Reinhard schon ein hübsches Sümmchen geschluckt, und jetzt wollte er sein Grundstück wiederhaben."

„Konnte er denn das?" fragte der Scheerenschleifer verwundert.

„Gewiß konnte er das, denn der schlaue Kundmann hatte in den Kaufkontrakt gesetzt, den er mit Reinhard abgeschlossen, daß die Mühle wieder an den Verkäufer zurückfiele, wenn der Käufer nicht auf den bestimmten Tag Zinsen und Abschlagszahlung pünktlich ablieferte, und was einmal angezahlt, sei verloren."

„Pfui," rief Mangold, „das ist abscheulich! Wie kann man einen solchen niederträchtigen Kontrakt machen. Das ist eine offenbare Gaunerei. Ich begreife den Müller nicht."

„Reinhard hatte sich auf seinen Fleiß verlassen, denn ich hörte ihn oft sagen, wer arbeitet verdient, und wer verdient kann zahlen."

„Wenn er nämlich bei seinem Fleiße kein Unglück hat. Dem armen Müller verzeihe ich diese Schwachheit, aber der Herr Kammerjunker sollte sich schämen, daß er Bedingungen stellt, die man nur einem gewissenlosen Gauner zutrauen kann. Der Kontrakt war gerichtlich gemacht."

„Bestätigt denn das Gericht solche spitzbübischen Kontrakte?"

„Das Gericht, lieber Freund, hat ihn nicht nur bestätigt, es hat auch für Recht erkannt, daß der Kammerjunker sein Grundstück wiederbekomme und das Geld behalte, was Reinhard abgezahlt hat. Dazu kommen noch die Gerichtskosten, die alle Begriffe übersteigen. Von den Steuern, die man der armen Frau während des Prozesses für ein Grundstück abgepreßt, von dem man wußte, daß es ihr genommen werden wird, will ich gar nicht reden. Der Voigt hat ihr die letzte Kuh aus dem Stalle gezogen, obgleich das Gericht gesagt hat, von dem und dem Tage an gehört die Mühle dem Kammerjunker. Als die Sachen so standen, kam Sommer an, der ein Verwandter des verstorbenen Reinhard ist. Die Frau erzählte ihm die saubere Geschichte und er nimmt in ihrem Namen den Prozeß in die Hand. Sommer, ein geschickter Kerl, appellirt und die ganze Geschichte geht noch einmal von vorn an. Weil er kein ordentlicher Advokat ist, will man ihn nicht anerkennen; Frau Reinhard macht ihn zum Vormund ihrer Kinder, und heirathet ihn später. Nun konnte man nichts mehr sagen. Sommer setzte die Mühle und die Landwirthschaft wieder in Gang, und brachte soviel zusammen, daß er die

Rückstände bezahlen konnte. Er bot einen Vergleich an, aber der Kammerjunker, ein steinreicher Mensch, bestand auf sein gutes Recht, wie er es nannte. Der Prozeß ging fort, und weil Sommer alle nur möglichen Spitzfindigkeiten anwandte, zog er sich in die Länge. Während dieser Zeit bekam die Frau noch ein Paar Kinder, der Blitz zertrümmerte die Mühle, um die man sich stritt, die Bauern entzogen Sommern die erpachteten Aecker, die hohe Obrigkeit pfändete wegen Steuern aus, und Sommer fing aus Verzweiflung an zu trinken, weil er den Prozeß verloren hat und die Gerichtskosten bezahlen soll."

„Das ist schrecklich!"

„Jetzt ist der Kammerjunker wieder der Besitzer, und er kann jeden Tag die Familie unter Gottes freien Himmel setzen lassen. Er schämt sich vielleicht der Sünde, die durch seine Schuld ruinirten Menschen aus der elenden Hütte zu treiben, weil er es bis jetzt nicht gethan hat."

„Sage lieber, weil er keinen Vortheil dabei sieht. Was soll er denn mit den Ruinen machen?"

„So oft ich zu Sommer kam, klagte er mir sein Leid," fuhr Funke fort, „und nicht selten habe

ich ihm ein Paar Groschen zu Brod gegeben. Einmal traf ich ihn an der Landstraße — er hatte gebettelt. Der reiche Kammerjunker hat mich bestohlen, sagte er grimmig, nun muß ich betteln. Stiehl wieder! gab ich zur Antwort. Was den reichen Leuten erlaubt, können die Hungrigen auch thun. Das Gespräch wurde fortgesetzt, und da ich längst der Ansicht gewesen bin, daß man nehmen muß, wo man kriegen kann, so machte ich mit Sommer Compagnie. Wir wollen uns ein kleines Vermögen zusammenbringen und dann nach Amerika gehen. Du und Becker, Ihr habt Euch so dazu gefunden, und wir sind jetzt eine Gesellschaft geworden, ohne daß wir es recht wissen. Nun, wenn uns der Himmel seinen Segen giebt, können wir in einem Jahre soviel haben, als zur Ausführung unsers Plan's nöthig ist. Der Handel geht nicht mehr, und Deine Schleiferei — —"

„Mag der Teufel holen, wenn er will!" rief Mangold. „Ich habe zwar weder Weib noch Kind, aber ich verdiene doch kaum so viel, daß ich leben kann."

„Wohin gehst Du heute?"

„Nach der Residenz."

„Ich gehe mit, obgleich ich gestern erst von dort hergekommen. Man muß sich in den Straßen zeigen, um keinen Verdacht zu erwecken."

„Also hast Du in der Stadt Dein Geschäft gemacht?"

„Bei einem reichen Weibe, das mir ein Stück Leinwand abkaufte. Und Du?"

„Ich war bei einem reichen Gutsbesitzer jenseits der Grenze. Nachdem ich eingesackt hatte, war der Mann so freundlich mir zu sagen, er würde mich mit Hunden von dem Hofe hetzen, wenn ich nicht machte, daß ich fortkäme. Na, ich habe ihm den Gefallen gethan. Hätte er gewußt, was ich mitnehme, er würde mich sicher festgehalten haben."

„Davon bin ich überzeugt!" rief lachend der Leinwandhändler.

Die beiden Spießgesellen erzählten sich nun die Einzelnheiten ihres Diebstahls und machten Pläne für die Zukunft. Als sie gegen Mittag ein kleines Wirthshaus am Thore der Stadt erreichten, erzählte der Wirth, der die Reisenden als ehrliche Leute kannte, von einem großen Diebstahle, der in der verflossenen Nacht bei der Frau Oberhofmeisterin verübt sei, und daß man den Betrag der

entwendeten Sachen auf fünf bis sechstausend Thaler schätze.

„Hat man keinen Verdacht?“ fragte Funke, nachdem er sein Erstaunen darüber ausgedrückt.

„Nein; die Diebe sollen nach Mitternacht eingebrochen sein. Die Bestohlene ist außer sich, weil sie auch ein Paket werthvoller Papiere vermißt. Meine Tochter dient als Kammerjungfer in ihrem Hause, sie war vor einer Stunde hier und erzählte mir die Geschichte.“

„Ist die Frau reich?“ fragte Mangold.

„Nun, sie kann den Verlust der Goldsachen schon verschmerzen; sie soll geäußert haben, daß sie dem noch hundert Thaler darauf zahlen wolle, der ihr die Papiere wiederbrächte.“

Die beiden Gauner nahmen mit großem Appetite ein Mittagsessen ein, und gingen dann in gewohnter Weise hausiren. Als sie gegen Abend wieder zusammentrafen, hatten sie in Erfahrung gebracht, daß die Polizei alles mögliche vermuthete, nur nicht den rechten Thäter. Sie gingen fröhlich zu Bett, und zogen am andern Morgen fröhlich aus der Stadt. Funke hatte seinen letzten Rest Leinwand verkauft, und Mangold ein Dutzend Scheeren.

Auf einem Kreuzwege trennten sie sich, um sich in vierzehn Tagen bei Sommer wiederzusehen.

Denselben Abend befand sich die Oberhofmeisterin allein in ihrem Zimmer; sie hatte die Thür verschlossen, und war beschäftigt, Papiere in die Schubkasten eines Secretairs zurückzulegen.

„Sie sind verschwunden!" flüsterte sie bestürzt vor sich hin. „Man hat sie mir mit den Kostbarkeiten geraubt, es unterliegt keinem Zweifel. O, mein Gott, und ich glaubte sie so sicher aufbewahrt! Welch ein Unheil kann daraus entstehen, wenn diese Papiere in die Hände derer fallen, die sie zu würdigen wissen."

Wie vernichtet sank sie in den Sopha, und ließ das Haupt auf die Brust herabsinken. Da klopfte es leise an die Thür.

„Wer ist da?"

„Ich bin es, liebe Tante!" rief Nathalien's Stimme.

„Sie, sie!" flüsterte die stolze Dame zornig. „Mit den Papieren ist mir die ganze Gewalt über das Mädchen entrissen. O, wenn sie es wüßte! Vielleicht ist noch nichts verloren, die Diebe vernichten die Papiere, um jede Spur der Entdeckung

zu verwischen, und ich nehme zur List meine Zuflucht, um meine Autorität aufrecht zu erhalten."

Sie stand auf und öffnete die Thür. Mit einer schmerzlich-ruhigen Ergebung empfing sie das junge Mädchen.

„Du bist es, mein Kind!"

„Verzeihung, daß ich störe — haben Sie die Dokumente gefunden?" fragte Nathalie ängstlich.

„Sie sind da, mein Kind!" antwortete lächelnd die Oberhofmeisterin. „Ich war in dem irrigen Wahne, sie bei den Kostbarkeiten aufbewahrt zu haben. Nun finde ich sie in diesem Secretair und erinnere mich dabei, daß ich sie vor längerer Zeit schon dem Silberschranke entnommen und hierher gelegt habe."

„Dann sind Sie ja Ihrer Sorge enthoben, liebe Tante, und ich freue mich unendlich — —"

„Mir bleibt immer noch ein großer Verlust, mein Kind, und ich bedauere ihn mehr Deinetwegen als meinetwegen."

„Warum?" fragte Nathalie erstaunt.

„Weil sich unter den Kostbarkeiten das Geschmeide Deiner seligen Mutter befindet, das mir zur Aufbewahrung bis zum Tage Deiner Verhei-

rathung übergeben worden ist. Ich sollte die Braut damit schmücken. Dieses Versprechen, einer Sterbenden gegeben, ist mir heilig, und ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sorglos genug war, den Silberschrank in dem kleinen Saale zu lassen."

Nathalie suchte nach Kräften zu trösten.

„Beste Tante," sagte sie, „so theuer mir der Schmuck meiner guten Mutter ist, so wenig glaube ich, daß mein künftiges Glück davon abhängt."

„Dein Glück zu befördern, Nathalie, ist die Aufgabe meines Lebens. Der Himmel hat es nicht gewollt, daß ich selbst Mutter sein soll, er hat mir sogar nach einer dreijährigen glücklichen Ehe den Gatten geraubt, jetzt bist Du mein Kind, ich habe es meinem Bruder, Deinem Vater, geschworen. Nathalie, ich hoffe, Du wirst mir helfen, diesen Schwur erfüllen."

Mit erkünstelter Rührung küßte sie die Stirn des jungen Mädchens.

„So viel ich kann!" dachte Nathalie, die sich mit Schrecken des Kammerjunkers erinnerte. „Was fordern Sie von mir?" fragte sie laut.

„Daß Du mir Dein volles Vertrauen schenkst. Glaube mir, eine Mutter kann nichts anderes als

das Glück ihres Kindes wollen. Darum gehorche und folge mir blindlings. Ich bin alt, wer weiß, wie viel Lebenstage mir der Himmel noch bescheert — dann stehst Du ohne Stütze in der Welt —"

„Großer Gott, auf welche Gedanken kommen Sie diesen Abend?"

„Auf die natürlichsten von der Welt, mein Kind. Du mußt doch auch den Grund kennen, der mich veranlaßt, Deine Heirath mit dem Kammerjunker zu beschleunigen."

Nathalie erbleichte, und trat einen Schritt zurück.

„Nun?" fragte die Tante, anscheinend zärtlich, im Grunde der Seele aber vor Groll bebend.

„Ich glaube kaum," flüsterte das junge Mädchen, „daß dieser Abend zur Besprechung einer so ernsten Angelegenheit geeignet ist. Sie sind noch zu aufgeregt von dem Sie betroffenen Verluste —"

„Diese Aufregung kann mich nicht abhalten, der übernommenen Mutterpflicht zu genügen. Du hast jetzt den vortrefflichen Mann kennen gelernt, den ich Dir nach langer Wahl zum Manne bestimmt habe," fügte sie nicht ohne einige Ueberwindung hinzu. „Der Kammerjunker steht nicht

allein in großem Ansehen bei Hofe, er ist nicht nur der persönliche, einflußreiche Freund unsers Regierenden, er besitzt auch sonst alle Eigenschaften, die erforderlich sind, eine Frau zu beglücken. Von seinem bedeutenden Vermögen rede ich nicht, denn das setze ich unter allen Umständen voraus; wohl aber rede ich von der aufrichtigen Liebe, die er zu Dir gefaßt hat."

„Irren Sie auch nicht?" wagte Nathalie zu fragen, welche die Heftigkeit und die Unbeugsamkeit der Oberhofmeisterin kannte.

Diese Frage brachte ein stolzes Lächeln in dem weißen Gesichte der majestätischen Dame hervor, und ihr großes, geistreiches Auge sah mitleidig auf die vor Verwirrung bebende Nichte herab.

„Irren, ich irren?" fragte sie. „Ein Irrthum in solchen Dingen ist bei mir nicht möglich. Ueber den Herzenszustand des Kammerjunkers war ich im Klaren, noch ehe er mir seine Absicht offen und ehrlich mittheilte. Er hat sich gestern erklärt, und bei mir um Deine Hand angehalten."

Die Tante ließ sich in dem Sopha nieder, und sah die Nichte beobachtend an. Nathalie hatte

beide Hände auf den Busen gepreßt, und hielt die Blicke auf den Boden geheftet. Sie stand wie eine Angeklagte vor ihrem Richter.

„Welche Antwort haben Sie ihm gegeben?" fragte sie leise.

„Eine Antwort, wie sie meiner Stellung und Deinem Glücke entsprechend ist. Wir dürfen einen solchen Antrag nicht von der Hand weisen, weil es die Klugheit und die Ehre erfordert. Diese beiden Worte müssen maßgebend für eine Dame von Geburt sein, alle andern Rücksichten sind untergeordneter Natur. Aus diesem Grunde hat der Kammerjunker meine Einwilligung erhalten, und ich hoffe, Du wirst durch kindlichen Gehorsam darthun, daß Du des Vorzugs würdig bist, bei Hofe eingeführt zu werden. Dein zurückhaltendes Benehmen gegen den Dir bestimmten Bräutigam hat man bis jetzt Deiner Schüchternheit und der Kürze der Bekanntschaft zugeschrieben — ich bitte Dich, Nathalie, sei von heute an eine Dame, und lege eine Discretion ab, die einem beschränkt erzogenen Bürgermädchen, aber nicht einem für die große Welt geborenen und erzogenen Fräulein wohlsteht. Ich halte es für Pflicht, Dich darauf aufmerksam

zu machen, da Du nicht immer in der Residenz gelebt hast."

Es entging der Oberhofmeisterin nicht, wie Nathalie mit sich selbst kämpfte. Nach einigen Secunden eines peinlichen Schweigens erhob sie ihr schönes Haupt, richtete ihr großes blaues Auge auf die Tante, und sagte mit einer ruhigen Gelassenheit:

„Sie selbst haben sich mir als meine Mutter erklärt, und da ich an der Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen nicht zweifele, so glaube ich mit dem Vertrauen und der Offenheit einer Tochter zu Ihnen reden zu müssen. Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß es mir unmöglich ist, eine Neigung zu dem Kammerjunker zu fassen. Vielleicht liegt es daran, daß ich ihn noch nicht genügend kenne, daß mir seine vortrefflichen Eigenschaften bis jetzt verborgen geblieben sind — aber wenn Sie wirklich mein Glück wollen, wenn ich Ihre Güte mit der dankbaren Erinnerung an meine Mutter in Verbindung bringen soll, so fordern Sie jetzt keine bestimmte Erklärung, und zwingen Sie mich nicht zum ersten Male eine andere Ansicht als die Ihrige auszusprechen. Ich wiederhole es, daß die Zeit viel-

leicht im Stande ist, mich dahin zu bringen, daß ich mich ohne Zwang Ihren Forderungen geneigt zeigen kann. Halten Sie meine gegenwärtige Weigerung nicht für böswillig, sie ist nur die Aeußerung meines Herzens, das sich nicht entschließen kann, eine Neigung zu erheucheln, wie sie eben gefordert wird. Gönnen Sie mir Frist, liebe Tante," bat sie mit Thränen in den Augen, „und es kann noch alles gut werden!"

Nathalie warf sich zu den Füßen der Oberhofmeisterin nieder, und küßte ihre Hand.

„Du förderst Aufschub," sagte sie mit erkünstelter Ruhe. „Das ist ein Zeichen, daß Du weder meiner Erfahrung noch meinem Scharfsinne traust. Beide habe ich bisher zu Deinem Nutzen angewendet. Mir scheint, man muß ein Kind zu seinem Glücke zwingen."

Nathalie erhob sich langsam.

„Ich bin eine Waise," flüsterte sie.

„Das bedenke, mein Kind! Hängt es nicht von Dir ab, eine gebietende Dame zu werden? Ich kann mein Versprechen nicht zurücknehmen, es wäre das erste Mal, daß die Oberhofmeisterin nicht die Kraft hätte, ihr Wort zu halten. Der

Fürst wünscht diese Verbindung, und ich muß sie befördern. Ohne mich bist Du nichts, durch mich bist Du alles. Nathalie, ich bin mit väterlicher Autorität über Dich versehen!" rief sie drohend.

Das junge Mädchen verneigte sich tief, und sagte in einem ehrerbietigen Tone:

„Sie sind in diesem Augenblicke nicht disponirt, über eine Herzensangelegenheit zu berathen — darf ich mich entfernen?"

Die Oberhofmeisterin zuckte zusammen. Nur mit Mühe bewahrte sie äußerlich ihre Fassung.

„Entfernen Sie sich, mein Fräulein," sagte sie mit kalter Höflichkeit, „entfernen Sie sich, um zu bedenken, daß Sie — eine arme Waise sind."

Nathalie verneigte sich noch einmal und verließ das Zimmer.

„Was ist das?" flüsterte die Oberhofmeisterin vor sich hin. „So habe ich das Mädchen nie gesehen! Seit gestern fehlen die Papiere, und heute dieses Betragen —?"

Eine Viertelstunde später bestieg die aufgeregte Dame ihren Wagen und fuhr zu dem Kammerpräsidenten. Nathalie saß weinend in ihrem Zimmer.

Drittes Kapitel.

Der Wagen der Oberhofmeisterin hielt vor einem stattlichen Gebäude. Ein Bedienter erschien, öffnete den Schlag, und half der Dame aussteigen.

„Wo ist der Herr Kammerpräsident?" fragte sie eifrig, als sie die erleuchtete Hausflur betreten hatte.

„Er befindet sich in seinem Arbeitszimmer, gnädige Frau."

„Allein?"

„Ja!"

„So führe Er mich, Freund. Dann sage Er dem Kutscher, daß ich in einer Stunde zurückfahren würde."

Der Diener verneigte sich, ergriff dann eine Kerze, und leuchtete die Treppe hinan, die zu dem ersten Stocke führte. Hier öffnete er eine Thür,

und die Oberhofmeisterin trat in das Arbeitszimmer des Kammerpräsidenten.

Der Kammerpräsident stand mit der Oberhofmeisterin in einem Alter; er mochte einige fünfzig Jahre zählen, und sein dünnes, glatt an den Kopf gelegtes Haupthaar begann schon zu bleichen. Als er den Besuch erblickte, erhob er sich in sichtlicher Verwunderung von seinem Arbeitssessel und streckte der Dame beide Hände entgegen.

„Sophie," rief er „so spät noch?"

Und in freundlicher Zuvorkommenheit führte er sie zu dem Sopha.

„Sie sind beschäftigt, lieber Präsident; trotzdem aber muß ich Ihnen ein Stündchen rauben —"

„Sie schenken mir ein Stündchen, wenn Sie so lange bleiben! Wie selten wird mir Gelegenheit geboten, meine Sophie zu empfangen, stets zeigt sich mir die ceremonielle Frau Oberhofmeisterin."

„Ihre Sophie, lieber Freund, kommt heute in einer unangenehmen Angelegenheit."

„Ich habe bereits von Ihrem Verluste gehört."

„Aber Sie kennen den Umfang desselben nicht."

„Man sprach von Ihrem Silberzeuge, das, wie ich weiß, ein kleines Vermögen ausmacht."

Die Oberhofmeisterin seufzte.

„Ich würde kein Wort darüber verlieren, wenn es nur dies wäre."

„Sie erschrecken mich, Sophie!"

„Und dazu haben Sie allen Grund, denn mit den Pretiosen hat man mir auch die Papiere entwendet, die für uns Beide von großer Wichtigkeit sind. Um sie recht sicher aufzubewahren, hielt ich sie in meinem Silberschranke verschlossen, den außer mir niemand öffnen konnte. Mir unbegreiflich war die feste Thür angelehnt, ohne daß sich Spuren eines gewaltsamen Einbruchs zeigten. Das Kästchen mit den werthvollsten Kostbarkeiten und Papieren ist spurlos verschwunden."

„Von welchen Papieren reden Sie?" fragte nachdenklich der Präsident, als ob er eine Bestätigung dessen hören wollte, was er vermuthete. „Sprechen Sie sich unumwunden aus, es kann uns niemand belauschen."

„Adolph," sagte bewegt die Oberhofmeisterin, „durch diesen Diebstahl kann ein Geheimniß verrathen werden, das wir bis jetzt so glücklich waren, der Welt zu verbergen. Sie wissen, wir haben Feinde, weil wir beneidet werden. Wie würde die

Medisance einen Gegenstand ausbeuten, der zwiefache Gelegenheit giebt, uns zu compromittiren, obgleich fünfundzwanzig Jahre zwischen einer jugendlichen Verirrung und der Gegenwart liegen."

„Sophie," sagte ernst der Präsident, „es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß ich in Ihrer Liebe einst das höchste Glück meines Lebens fand, und daß ich Ihnen allein es danke, wenn ich heute eine der hervorragendsten Stellen im Lande bekleide. Unterbrechen Sie mich nicht, liebe Freundin, der Gegenstand ist einmal angeregt, und ich finde eine große Genugthuung darin, wenn ich mich darüber aussprechen kann. Vielleicht finden wir bei der Recapitulation unserer Freuden und Leiden, daß wir uns einer ungegründeten Befürchtung hingeben. Weiß auch die Welt nicht, daß Ihre Zärtlichkeit mir eine glänzende Laufbahn eröffnete, und daß ich Ihnen mit treuer Liebe lohnte, was Sie an mir thaten; so weiß ich doch, daß ich ein armer Mensch war, der auf der Universität kaum seine Studien vollenden konnte. Hieran hat sich so manche Vermuthung geknüpft, aber alle zerfielen in Nichts bei unserer Vorsicht. Die Convenienz hatte Sie an einen Mann verheirathet, an dessen

Seite Sie das Glück der Ehe nicht fanden — der Tod lös'te das kaum geknüpfte Band, und Sie hatten vollkommene Freiheit, dem Manne, den Sie bevorzugten, eine zärtliche Annäherung zu gestatten. Daß Sie es unter den damals obwaltenden Umständen nicht wagen durften, den unbedeutenden Amtsassessor öffentlich zu sich zu erheben, hielt mich nicht ab, die junge reizende Wittwe mit der ganzen Glut meines dankbaren Herzens zu lieben, und ich muß bekennen, daß ich in jener glücklichen Zeit weiter keinen Kummer hatte, als den, Sie von einem Heere fader Bewerber umschwärmt zu sehen. Erfüllte mich meine Bevorzugung auch mit Stolz und Freude, so konnte ich dennoch das Gefühl der Eifersucht nicht verbannen, und Sie erinnern sich, daß ich es mehr als einmal offen an den Tag legte. Um mich zu beruhigen, schworen Sie, nie wieder zu heirathen, wenn es Ihnen nicht gestattet sein sollte, mir die Hand am Altare zu reichen — und ich gelobte feierlich, Ihnen ewig, auch ohne das Band der Ehe, anzugehören. Sie, die Dame von Adel, machten Ihre Carriere bei Hofe, und ich, der bürgerliche Jurist, schritt auf meiner Bahn weiter. Ließ nun auch Ihre Stellung eine Heirath

nicht zu, so blieb dennoch unser Verhältniß dasselbe. Das Alter verwandelte unsere Liebe in eine innige Freundschaft, und — wir haben beide Wort gehalten: ich habe keine Frau, Sie haben keinen Mann. Findet nun ein Unberufener auch meine Briefe, die mit Ihren Kostbarkeiten gestohlen sind — ich glaube kaum, Sophie, daß Sie durch Ihre Liebe zu dem heutigen Kammerpräsidenten compromitirt werden. Die Neigung, die sich so lange bewährt, ist eine heilige. Und hinderte mich mein grauer Kopf nicht, ich würde heute noch um Ihre Hand werben, um meine Dankbarkeit und Verehrung öffentlich an den Tag zu legen."

Der Präsident küßte die Hand der alten Dame, die in einer Anwandlung von Rührung zugehört hatte.

„Was kann die Welt sagen," fügte er hinzu, „wenn man Ihre Großmuth und meine Dankbarkeit erfährt?"

„Adolph, Sie wissen nicht Alles!" sagte Sophie mit einem Seufzer.

„Wie? Was könnte mir verborgen geblieben sein?"

„Ein Bekenntniß, das ich Ihnen heute ablegen

muß, um gewissen Fällen vorzubeugen. Unter den Papieren befindet sich ein Document, das mich bei Ihnen in ein falsches Licht setzen könnte, wenn Sie den Ursprung desselben nicht wissen. Hören Sie mich an, und Sie werden meine Besorgniß begreiflich finden."

Der Kammerpräsident nahm zärtlich Sophien's Arm in den seinigen.

„Ich höre," sagte er, seine Neugierde durch ein feines Lächeln verbergend.

„Versetzen wir uns in die Zeit, in der die Liebe unser ganzes Wesen beherrschte, in der alle Neigungen sich nur einem Ziele zu richteten, und die Lebhaftigkeit der Jugend die ruhige Besonnenheit ausschloß," begann sie mit dem Takte der gewiegten Oberhofmeisterin, der feinen Dame. „Ich verhehlte es nicht, Adolph, daß ich nach der lästigen Ehe, wenn sie auch nur zwei Jahre gedauert, mich einer Gefangenen vergleichen konnte, welche die lange entbehrte Freiheit in vollen Zügen genießt, sobald sie ihr zu Theil wird. Ich war berauscht von dem Glücke, das ich in Ihrer Liebe fand. Mit der ersten Glut der Jugend — denn ich hatte bis dahin nicht geliebt — warf ich mich an Ihre

Brust, und je weniger und heimlicher ich mich dieses Glücks erfreuen konnte, eine je höhere Seligkeit fand ich darin."

„Darf ich Ihnen nicht auch wiederholen, Sophie, daß ich Sie damals eben so feurig anbetete, als ich Sie jetzt hochachte und Ihnen in wahrer, inniger Freundschaft ergeben bin?" sagte der Kammerpräsident, den die erweckte Erinnerung an die Jugendzeit übermannte, daß er seiner Freundin einen Kuß auf die bereits leicht gefurchte Wange drückte. „Sie waren mein Engel, meine Göttin, die auf mein geistiges und materielles Leben ein reiches Füllhorn ausschüttete."

„Ich wußte das, mein lieber Freund; und mich Ihnen zu erhalten wie ich war, durfte kein Hauch den Nimbus zerstören, den Sie selbst um mich gezogen hatten. Ich wollte Ihnen dieselbe Sophie bleiben, die Sie kennen und lieben gelernt hatten."

„Und Sie sind es geblieben."

„Nein, Adolph, und dies ist das Bekenntniß, das ich Ihnen heute ablegen muß."

„Sie sprechen räthselhaft!"

„Mein Stolz begann einen Kampf mit der

Liebe. Es war ein thörichter Kampf nach meinen heutigen Ansichten; aber ich kann ihn und seine Folgen nicht hinwegleugnen. In jene Zeit also fiel die Berufung meiner Person an den Hof — ich ward die Ehrendame der ältesten Prinzessin. In dieser Stellung vermochte ich auch für meinen Liebling zu wirken, und Sie wurden befördert und nach der Residenz versetzt. Meine heimliche, stille Liebe bildete zu dem ceremoniellen Hofleben, zu der steifen Etikette, der vor allen ich huldigen mußte, einen wohlthuenden Contrast. Wir sahen uns oft, und wenn ich Ihnen damals verschwieg, daß unser vertraulicher Umgang nicht ohne Folge blieb, so rechnen Sie es meinem Stolze an, der sich dem Gedanken nicht beugen wollte, Du hast Dich abhängig von einem Manne gemacht; aber mehr noch der Liebe, Adolph, rechnen Sie es an, die fürchtete den Nimbus zerstört zu sehen, der ihr die in meinen Augen unerläßliche Heiligkeit verlieh. Das bestehende Verhältniß war für mich so reizend und beglückend, daß ich Alles geopfert hätte, um auch nur die kleinste Aenderung von ihm fern zu halten. Fühlte ich mich auch Mutter von dem Manne meiner innigsten Zuneigung, so konnte ich

mich dennoch nicht entschließen, es ihm zu entdecken, und zumal der Welt nicht, die mit neidischen Blicken auf mich sah, da ich in der allgemeinen Gunst des Hofs stand. Halten Sie dies nicht für einen Mangel an Vertrauen, lieber Freund; Sie haben mich zu gut kennen gelernt, um nicht zu wissen, daß mein Benehmen tief in meinem Charakter begründet liegt. Ich wußte, daß ein offenes Bekenntniß Ihre Liebe zu mir nicht erhöhen konnte; aber wohl fürchtete ich, daß sie einen andern Charakter erhalten würde. Eine leichte Krankheit diente als Vorwand zu einer Badereise. Ich ging mit dem Beginnen des Frühjahrs nach Teplitz, und im Juli gab ich bei einer Bäuerin, die weder meinen Stand noch meinen Wohnort kannte, einem lieblichen Knaben das Leben."

„Sophie, Sophie," rief der Präsident, „o wie unrecht haben Sie gehandelt! Ich habe in der Zeit unserer Trennung furchtbar gelitten, und Sie konnten mir die größte Seligkeit bereiten!"

„Die Bäuerin, eine gute, brave Frau, hatte einen verheiratheten Sohn, der durch mancherlei Unglücksfälle in tiefe Armuth gerathen war. sie hatte mir, wenn sie an meinem Bette saß, oft da-

von erzählt. Das Häuschen des Sohnes lag in kurzer Entfernung von dem der Mutter. Der glückliche Zufall wollte es, daß einen Tag später die Schwiegertochter der alten Susanne von einem todten Kinde entbunden ward. Bei der Nachricht davon durchfuhr mit Blitzesschnelle ein Gedanken meinen Kopf, der mich die ganze Nacht hindurch nicht wieder verlassen wollte. Ich betrachtete dieses Zusammentreffen als eine zu glückliche Fügung, um sie in meiner Noth nicht zu benutzen. Nehmt meinen Knaben an Kindesstatt an, sagte ich, und Ihr erhaltet dreitausend Thaler; dadurch erhält mein Kind, für das ich persönlich nicht sorgen kann, eine gesicherte Zukunft, und Euer Sohn kann seiner Familie ein glückliches Loos schaffen. Wer beschreibt die Freude der guten Leute, die sich plötzlich einer drückenden Armuth entrissen sahen! Aber auch mir war eine große Sorge vom Herzen genommen, und meine Genesung ging rasch von statten. Der Knabe wurde unter dem Namen des jungen Bauers getauft, und außer der Hebeamme, die beide Mütter entbunden hatte, wußte keine Seele um den Handel. Da ich von den wackern Leuten eine gewissenhafte Sorge erwarten konnte, hatte ich

für mein Kind nichts zu fürchten. Um mich aber völlig sicher zu stellen, setzte ich eigenhändig eine Schrift auf, worin sich der Bauer verpflichtete, gegen genannte Summe das Kind wie sein eigenes zu erziehen, es zu einem tüchtigen Handwerker heranzubilden, und über den Vorgang ein tiefes Schweigen zu beobachten. Die Schlußphrase hielt ich in der Form eines Schwurs, um den Mann desto fester an sein Versprechen zu binden. Diese Schrift also mußten Mann und Frau unterzeichnen."

„Es läßt sich wohl denken, daß Sie Ihren Namen darin nicht angegeben haben."

„Allerdings nicht, aber ein höchst seltsames Mahl an dem Kinde."

„Worin besteht es?"

„Das rechte Ohr des Knaben hat einen so großen Ausschnitt, daß es nur ein halbes zu sein scheint."

„Und jene Schrift ist Ihnen entwendet?"

„Ja!"

„Ich begreife Ihre Sorge nicht. Wer sollte hieraus jenes Geheimniß ableiten können?"

„Der Dieb ist jedenfalls ein schlauer Bursche. Das Document, das ich unklugerweise aufbewahrt,

ist bei mir gefunden, Ort und Zeit des Handels sind genau angegeben, und da sich vermuthen läßt, daß die damals noch jungen Leute heute noch am Leben sind, so kann ich die Befürchtung einer Ausbeute des Umstandes nicht unterdrücken. Wer anders als die Bewahrerin des Documents, das außerdem auch noch von meiner Hand geschrieben ist, kann ein Interesse an der Sache haben?"

„Sie haben Recht," sagte nachdenkend der Präsident. „Eine Beziehung zu dem Knaben läßt sich mindestens daraus herausleiten; und wenn man Sie compromittiren will — — doch, das fürchte ich nicht; der kluge Dieb wird vielmehr das Papier vernichten, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Sophie, haben Sie den Knaben nie wiedergesehen?" fragte ernst der Präsident.

„Erlauben Sie mir, daß ich in meinem Bekenntnisse fortfahre, Sie würden sonst mein Benehmen nicht richtig auffassen können, und es liegt mir alles daran, mich bei Ihnen gerechtfertigt zu sehen. Ich erholte mich rasch von den erlittenen Schmerzen, und kam gesund nach der Residenz zurück. Die Aerzte glaubten, daß eine heilsame Reaction in meiner Natur stattgefunden habe, und

die Hofherren priesen meine leichte Blässe als eine besondere Schönheit. Auch Adolph war unter denen, die mich für schöner geworden hielten, und ich muß bekennen, daß mich dieser Ausspruch für alle Leiden der Trennung entschädigte. Nicht um die Welt hätte ich ihm den Grund dieser Veränderung gesagt, und ich pries mich glücklich, wenn er mir ungestüm die Wangen küßte. War es doch, als ob seine Liebe stärker und heiliger geworden sei."

„Dessen erinnere ich mich noch, als ob es gestern erst geschehen sei — Sie kamen wie ein Engel aus dem Bade zurück."

„Bekennen Sie offen, Adolph: würden Sie sich mir mit demselben Vertrauen hingegeben, würden Sie sich als den alleinigen Gegenstand meiner Liebe betrachtet haben, wenn Sie die Vorgänge gekannt hätten?"

Der Präsident lächelte.

„Ich hatte Recht!" rief die Oberhofmeisterin. „Mag die Liebe noch so wahr und rein sein, sie ist nie frei von Eifersucht, und vielleicht auch von Mißtrauen. Sie würden aus Dankbarkeit mein treuer Seladon geblieben sein, aber Ihre Neigung hätte eine Veränderung erlitten. Und schon vor

meiner Abreise merkte ich Spuren Ihrer Eifersucht. Adolph, ich wollte Ihnen keinen Kummer bereiten," fügte sie zärtlich hinzu.

„Fahren Sie fort, ich bitte!" sagte lächelnd der Präsident.

„Das Kind meines Adolph, obgleich ich es nur kurze Zeit gesehen, lag mir dennoch am Herzen. Mehr als einmal wollte ich ihn zum Theilnehmer meiner Sehnsucht machen, aber stets erstarb mir das Wort auf den Lippen. So verflossen drei Jahre, und unser Verhältniß blieb das alte, beglückende. Da ward der Prinzessin eine vierwöchentliche Badekur in Teplitz vorgeschrieben, und ich mußte sie auf der Reise dahin begleiten. Die Kur war zu Ende, und erst am letzten Tage vor der Abreise nahm ich Gelegenheit, das eine Stunde entfernte Dörfchen und mein Kind zu besuchen. Das Häuschen war mir bekannt; ich ließ den Wagen vor dem Wirthshause halten, und ging allein durch die Gartenhecken. Es war ein schöner Sonntagabend. Vor der Thür unter dem Apfelbaume saß die Bäuerin, und auf dem grünen Rasenplatze tummelten sich drei muntere Knaben. Alle waren reinlich und nett gekleidet, und selbst das Haus hatte

ein freundliches, behäbiges Ansehen bekommen. Alles verrieth Wohlstand und Ordnung. Mein erster Blick war natürlich auf das jüngste der Kinder gerichtet. Ich fand einen hübschen, blonden Knaben mit einem kugelrunden Gesichte und vollen fleischigen Armen und Beinen. Das unglückliche Ohr verrieth mir, daß dieser derbe Bauerjunge mein Kind sei. Ich redete ihn freundlich an, er aber lief in fürchterlichen Tönen heulend zu der Bäuerin, die mir überrascht entgegentrat. Diese Scene machte auf mich einen widerlichen Eindruck. Die Bäuerin erzählte mir natürlich lauter Schönes und Gutes von dem niedlichen Knaben, sagte, daß sie eine große Vorliebe für ihn hegte, weil er der Begründer ihres Wohlstandes sei, und empfing dankbar einige Louisdor, für die sie den Kindern neue Kleider kaufen sollte. Ich schied mit der Ueberzeugung, daß der kleine bausbackige Gotthold vor der Welt nie als mein Sohn gelten könne, daß er sich vielmehr nur für die Sphäre eigene, die ihm das Schicksal bei seiner Geburt angewiesen. Als ich vier Jahre später wiederum das Dorf besuchte, fand ich in dem Hause fremde Bewohner. Gottholds Pflegevater hatte sein Besitzthum vor=

theilhaft verkauft, und war in ein sächsisches Grenzstädtchen gezogen, weil er dort, wie man mir sagte, eine ihm zugefallene Erbschaft besser verwenden zu können glaubte. Ich begriff, daß der kluge Bauer seinen Kinderhandel geheim hielt. Ich gab dem Manne für diese Auskunft einen Thaler. Als ob er sich dafür dankbar bezeigen wollte, fügte er lächelnd hinzu: mein Vorgänger hat auch gesagt, daß er in der Stadt mehr für seine Kinder thun könne, als hier auf dem Dorfe. Ergab sich aus dieser Aeußerung auch der Verdacht, den die Nachbarn über den schnell erworbenen Reichthum des Bauern hegten, so konnte ich aber auch daraus schließen, daß er nicht nur aus Vorsicht, sondern auch im Interesse der Kindererziehung das Dorf verlassen hatte. Vollkommen befriedigt, kam ich nach der Heimath zurück. Da wurde ich zu dem Amte der Oberhofmeisterin berufen, denn meine junge Herrin verheirathete sich. Es verflossen wiederum einige Jahre, nach deren Verlauf ich so glücklich war, meinen Adolph als Regierungsrath zu sehen. Wir standen damals in dem Alter, wo wir noch den Schritt zu einer Verbindung thun konnten, ohne lächerlich zu erscheinen und ohne den

Argwohn über unsere Vergangenheit zu erregen die Oberhofmeisterin aber hatte Rücksichten zu nehmen, die ihr theils das Interesse ihres Schützlings, theils ihr eigenes mit gebieterischer Strenge auferlegte. Sie kennen diese Rücksichten, und deshalb schweige ich darüber."

„Bei Gelegenheit der Reise, die später der Hof nach Dresden unternahm, kam auch ich in die sächsische Residenz. Eines Tages hatte ich kleine Einkäufe in einem Putzladen gemacht, und wollte eben nach dem Hotel zurückkehren, das wir bewohnten, als mir eine zerlumpte Frau entgegentrat, und um ein Almosen flehte. Während ich meine Börse zog, um einige Münzen hervorzusuchen, starrt mich die Bettlerin mit großen Augen an, und ruft endlich aus: Sie kennen mich wohl nicht mehr? — Nein, antwortete ich überrascht, warf ihr einige Silbermünzen zu, und wollte mich entfernen. Die Frau aber hielt mich gewaltsam bei dem Kleide zurück, und rief mit einer Unverschämtheit, die mich erzittern machte: so kommen Sie nicht davon, Sie müssen mir wenigstens hundert Thaler für Ihr Kind zahlen, um das Sie sich seit langer Zeit nicht gekümmert haben! — Meinen Schrecken können

Sie sich denken. Die Scene ging auf offener Straße vor, und schon wurden die Vorübergehenden aufmerksam. Ich warf dem Weibe meine ganze Börse zu. Das Gewerbe, das sie betrieb, verrieth mir deutlich den Zustand ihrer Vermögensverhältnisse, und die Zudringlichkeit, der finstere, verzweiflungsvolle Blick, daß ich es mit einer Person zu thun habe, von der alles zu fürchten stand, wenn man sich nicht in Güte mit ihr abfände. Ich trat mit ihr in eine Seitengasse, und sie erzählte mir nun, daß ihr Mann durch unglückliche Speculationen sein Vermögen verloren habe, und jetzt eine Summe suche, die ihn in den Stand setzte, nach Amerika auszuwandern, weil man ihm gesagt, dort sei noch Glück zu machen. Hätte er meinen Aufenthalt gewußt, er würde sich längst an mich gewendet haben, zumal da er beabsichtigte, den Gotthold mitzunehmen. — Wo ist Euer Mann, gute Frau? — Er ist am Tage in der Stadt, um Arbeit zu suchen, Abends geht er mit mir nach dem Dorfe zurück, wo wir eine elende Hütte bewohnen. — Sagt Euerm Manne, daß er mich diesen Abend in der Dämmerung bei dem Kreuze auf der großen Elbbrücke treffen würde. Die Frau bat unter Thränen

um Verzeihung, daß sie es gewagt habe, mich aufzuhalten, und versicherte, daß nur die äußerste Noth sie dazu gezwungen. Ich möchte, fügte sie flehentlich hinzu, nur noch einmal die Retterin ihrer Familie werden, dann würde ich nichts mehr von ihr hören und sehen, und Gotthold bliebe ihr Kind wie bisher. — Wir trennten uns. Hätte ich ein Mittel gewußt, das Kind der Bettlerfamilie zu entziehen, ich würde es angewendet haben; in diesem Falle aber mußte ich einer zweiten Person mich anvertrauen, und dies hielt ich jetzt für um so gefährlicher, nachdem die Sache so lange ein Geheimniß geblieben war. Der Knabe, den ich kaum kannte, gehörte einmal dem Bauernstande an, war vielleicht schon durch das Unglück seiner Pflegeeltern an Herz und Gemüth verdorben, und es schien mir das Räthlichste, die Leute zur Auswanderung nach Amerika auszurüsten. Als ich Abends bei dem Kreuze ankam, sah ich einen Arbeiter auf und abgehen. An dem Brückengeländer kauerte eine Frau, in ein altes zerlumptes Tuch eingehüllt. Beide erkannten mich sogleich, trotzdem ich mich tief in einen Mantel gehüllt hatte. Die nun folgende Unterredung war nur kurz."

„Wieviel braucht Ihr, um nach Amerika zu kommen? fragte ich."

„Fünfhundert Thaler! war die trotzige Antwort."

„Ich zog mein Taschenbuch hervor."

„Wollen Sie übrigens mehr zahlen, fügte in demselben trotzigen Tone der Bauer hinzu, so wird es für Ihren Gotthold nicht von Schaden sein."

„Was habt Ihr mir geschworen? fragte ich."

„Ich erinnere mich nicht, Ihnen einen Eid geleistet zu haben."

„Ihr habt ein Papier unterschrieben, daß die feierliche Versicherung enthält, den Knaben wie Euer eigenes Kind zu erziehen, die Sache geheim zu halten, mit der Summe von dreitausend Thalern zufrieden zu sein, und nie Forschungen nach meiner Person anzustellen."

„Ah, ganz recht! rief der Bauer. Soviel ich weiß, haben wir unser Versprechen gehalten. Meine Frau traf Sie zufällig in der Straße, und wenn wir jetzt von Ihnen eine Unterstützung verlangen, so ist das wohl sehr natürlich, denn Sie stehen meiner Familie am nächsten."

„Hier sind sechshundert Thaler, sagte ich. Ueber eine größere Summe kann ich in diesem Augenblicke nicht verfügen, sonst würde ich mehr zahlen, um meine Bereitwilligkeit zu zeigen. Nun aber schwört mir, Euern Plan auszuführen, und mich nie wieder zu behelligen."

„Der Mann schwor, und auch die Frau versicherte, Wort zu halten. Die beiden Eheleute entfernten sich nach der entgegengesetzten Seite der Brücke, und ich eilte auf Umwegen, um vor Verfolgung sicher zu sein, nach meiner Wohnung zurück. Acht Tage später war ich wieder in der Heimath. Kaum hatte ich mich von der Reise erholt, als mein Bruder mir durch einen expressen Boten anzeigte, daß er sehr krank darnieder liege, und mich um eine schleunige Besprechung bitten lasse. Denselben Tag noch fuhr ich auf sein drei Meilen von der Stadt entferntes Gut, das er wie ein Einsiedler bewohnte. Sie haben den Hypochondristen mit seinen Grillen und seltsamen Eigenthümlichkeiten gekannt. Ich traf ihn sehr krank an, und der Arzt versicherte mich, daß der schwache Körper diesmal der Krankheit unterliegen müsse, wenn nicht ein Wunder geschähe. Ich möge mich beeilen, mit dem Bruder die letzten Ge=

schäfte zu ordnen, denn alle ärztliche Kunst sei hier vergebens. Die arme Nathalie, bleich von Wachen und Weinen, saß an dem Krankenbette."

„Mein Kind, sagte der Kranke, verlaß mich auf kurze Zeit, ich habe mit Deiner Tante einige Worte zu reden. Sie wird Dich zurückrufen, sobald ich mein Geschäft mit ihr geordnet habe."

„Ich muß noch bemerken, daß mein Bruder mit großer Liebe an dem Mädchen hing und daß Nathalie, weil ihre Mutter schon seit längerer Zeit gestorben, unumschränkt das weibliche Regiment im Hause führte. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß sie eine andere Stellung, als die der Tochter vom Hause einnahm, und ich muß hieraus wie aus so manchem andern schließen, daß sie alle Familienverhältnisse genau kannte, die mir bis zu jener Zeit fremd geblieben waren."

„Kaum hatte sich Nathalie entfernt, als mich der Kranke bat, ihn aufmerksam anzuhören."

„Mein bester Adolph," sagte die Oberhofmeisterin, „wie ich Ihnen das Geheimniß meines Herzens und meiner Liebe mitgetheilt, so muß ich Ihnen jetzt auch ein Familiengeheimniß mittheilen, das vielleicht mit dem ersten in Verbindung gebracht

werden kann. Sie sind Jurist, und ich ersuche Sie, mein geheimer Anwalt und Rathgeber zu sein."

„Es ist ja das erste Mal," sagte der Präsident, „daß mir meine Schützerin Gelegenheit bietet, ihr durch Rath und That meinen Dank abzustatten."

„Ich ließ mich also neben dem Bette nieder. Der Kranke ergriff meine Hand, und sah mich einige Augenblicke prüfend an."

„Sophie, sagte er dann, Du bist noch dieselbe, die Du immer warst — nicht wahr, Du bist noch meine Schwester, von der ich erwarten kann, daß sie an dem einzigen Bruder mit Liebe und Vertrauen hängt. Ich fühle, daß meine letzte Stunde nicht mehr fern ist — laß uns also wie Geschwister reden. Kann ich Dir mein Herz ausschütten, so werde ich leichter diese Welt verlassen."

„Ich kannte die Bizarrerien meines Bruders, und hielt diese seltsame Anrede für eine Wirkung derselben, die durch seine Krankheit noch erhöht wurde. Nachdem ich ihn versichert, daß er mich zu jedem Dienste bereit finden würde, fuhr er fort:."

„Versprich mir, alle meine Fragen offen und ehrlich zu beantworten."

„Ich versprach es."

„Wundere Dich nicht darüber, fügte er hinzu, denn ich meine es gut mit Dir. Du würdest keine Kenntniß von gewissen wichtigen Dingen erhalten, wenn ich aus der Welt scheiden könnte, ohne Dir Aufklärung gegeben zu haben. Ich habe es bis jetzt unterlassen, da ich selbst Alles zu ordnen geglaubt."

„Was willst Du wissen, Bruder? fragte ich neugierig."

„Er sah mich an und lächelte. Dabei drückte er mir die Hand."

„Ich muß Dich fragen, flüsterte er, weil ich nicht anders kann. Doch zuvor vernimm, daß Dein seliger Mann ein Testament hinterlassen, und mich zum Vollstrecker desselben ernannt hat. Als solcher habe ich nicht allein das Recht, sondern auch die Verpflichtung, zu fragen. Dein Mann hat Deinen leiblichen Bruder gewählt, weil der Auftrag delicater Natur ist."

„Zur Sache, zur Sache! rief ich ungeduldig."

„Du bist nach der eben nicht glücklichen zweijährigen Ehe Wittwe geblieben?"

„Wie aller Welt bekannt ist."

„Dies war der sehnlichste Wunsch Deines Mannes."

„Er hat ihn nie ausgesprochen.“

„Weil er Dich liebte, troz der Verschiedenheit Eurer Charakter; er wußte, daß er Dein Herz nicht ausfüllen konnte, und um nicht anmaßend und lächerlich zu erscheinen, oder auch nur im Entferntesten Deinem freien Willen Schranken setzen zu wollen, ließ er gerichtlich ein Testament aufnehmen, von dem ich zu einer gewissen Zeit Gebrauch machen sollte. Das Document war bei mir deponirt, und Du durftest um die Existenz desselben nicht wissen.“

„Worauf bezieht sich dieses Document? fragte ich.“

„Auf die Güter Deines Mannes, die Dir aus dem Grunde nicht zufallen konnten, weil Euere Ehe eine kinderlose gewesen.“

„Ganz recht,“ sagte der Präsident. „Ich erinnere mich aller jener Verhältnisse, weil ich damals als Assessor bei dem Gerichte arbeitete, dem die Verwaltung der Güter Ihres Verstorbenen übergeben war. Es existirten minorenne Seitenverwandte, die aber nie zu dem Erblasser in Beziehung gestanden hatten. Während man mit der Ermittelung derselben beschäftigt war, schied ich von dem Gerichte, und ist mir Weiteres auch nicht bekannt

geworden. Nach meinen Rechtsansichten war für Sie nichts zu erlangen. Was eröffnete Ihnen ferner noch der Kranke?"

„Dein Mann, fuhr er fort, wollte Dir aber unter gewissen Bedingungen seine Güter nicht entziehen."

„Und diese Bedingungen?"

„Jetzt kommen die Fragen, Sophie, sagte mein Bruder ernst. Ich wiederhole, daß ich sie nur als Testamentsvollstrecker an Dich richte. Betrachte mich daher nicht als Deinen moralischen Examinator, noch weniger aber deute sie übel. Du nimmst eine ehrenvolle Stellung ein, und die Welt achtet und ehrt Dich. Also noch einmal Deine Hand."

„Ich reichte sie dem Kranken, der sich nun einige Augenblicke erholen mußte. Die Einleitung erweckte eine Ahnung von dem, was nun folgen sollte — und ich hatte mich nicht getäuscht. Mein verstorbener Mann war stets so eifersüchtig gewesen, daß ich mich über seine gestellten Bedingungen nicht wundern konnte."

„Wittwe bist Du geblieben, sagte der Kranke, das steht fest. Aber hast Du auch nie wieder geliebt?"

„Ich muß bekennen, Adolph," fügte die Ober-

hofmeisterin hinzu, „daß mir mein Geheimniß in jenem Augenblicke mehr galt, meine Liebe mir theuerer war, als alle Aussichten, die sich mir darboten. Ich hätte meine schönsten Jugenderinnerungen, die durch das Geheimnißvolle einen wunderbaren Reiz erhielten, nicht gegen ein Fürstenthum beeinträchtigt. Um dem Kranken nicht einen Beweis meines Mißtrauens zu geben, durfte ich zu einer ausweichenden Antwort meine Zuflucht nicht nehmen, und da ich im Grunde meines Herzens nicht nach dem Vermögen strebte, glaubte ich kein Unrecht zu begehen, wenn ich mein theures Geheimniß bewahrte. Ich zog es vor, die Frage kurz weg mit „Nein" zu beantworten."

„Dann ist die dritte Frage überflüssig, sagte der Kranke."

„Meine Neugierde veranlaßte mich, diese Frage kennen zu lernen. So erfuhr ich denn daß mein Mann ein Testament hinterlassen hatte, wonach ich die Erbin seiner Güter werden solle, wenn ich bis zu meinem fünfzigsten Jahre seinen Namen getragen, das heißt unverehlicht und kinderlos geblieben sei. Damit ich nicht etwa aus Interesse meinen Neigungen Zwang anlegte oder heimlich ein zärt-

liches Verhältniß zu unterhalten genöthigt sei, solle mir seine Willensmeinung bis zu dem bestimmten Termine ein Geheimniß bleiben. Hätte ich auch nur eine dieser Bedingungen nicht erfüllt, so würde Nathalie die Erbin des bedeutenden Vermögens sein. Ich fühle, daß mein Ende nahe ist, wiederholte der Kranke, Du hast frei und unabhängig das fünfzigste Jahr erreicht, also nimm das Testament, und mache Deine Ansprüche geltend. Er reichte mir den Schlüssel zu seinem Büreau, und ich holte aus dem bezeichneten Fache des Document hervor. Dieselbe Nacht verschied mein Bruder. Da war ich nun die Erbin eines bedeutenden Vermögens, aber mir fehlte der Muth als solche aufzutreten. Waren auch die aufgestellten Bedingungen bizarr bis zur Lächerlichkeit, so hielt mich doch mein Gewissen ab, die Güter zu reklamiren, und die Ehre gebot mir, Nathalien zur Erbin zu erklären. Dies, mein Freund, war der Grund, der mich in den letzten Jahren abhielt, dem Kammerpräsidenten meine Hand zu reichen."

„Wo ist das Testament, Sophie?"

„Es befindet sich ebenfalls bei den gestohlenen Papieren."

Der Präsident sah bestürzt die Oberhofmeisterin an.

„Himmel!" flüsterte er.

„Ich bewahrte es auf, weil ich unschlüssig war, was ich beginnen sollte."

„Wie soll man nun den gerichtlichen Beweis liefern, daß Sie und Nathalie die Erben sind? Die Gold- und Silbersachen können jetzt nicht mehr in Betracht gezogen werden, da die Papiere sie bei Weitem aufwiegen. Wie mir scheint, hat man die Pretiosen mitgenommen, um den Verdacht abzuleiten. Der Dieb muß gewußt haben, wonach er die Hand ausstreckt."

„Sie theilen eine Vermuthung, der ich kaum Raum zu geben gewagt habe!" rief die Oberhofmeisterin. „Ich sagte Ihnen, daß Nathalie die Herrin in ihres Vaters Hause gewesen sei."

„Ganz recht."

„Bei dem schwachen Charakter und der zärtlichen Liebe meines Bruders zu seiner Tochter ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie um das Testament gewußt hat. Der letzte Wille des Verstorbenen macht mich zu ihrer Vormünderin und giebt mir Vaterrechte, namentlich in Bezug auf ihre künftige

Verheirathung. Mein Project mit dem Kammerjunker ist Ihnen bekannt. Ich verfolge es eifrig, weil ich die Tochter meines Bruders bei Hofe zu sehen wünsche. Nathalie hat sich entschieden dagegen erklärt, und zwar erst diesen Abend, nachdem der Diebstahl stattgefunden hat. Läßt sich hieraus nicht schließen, sie weiß, daß mir die Waffen entwunden sind, mit denen ich sie zum Gehorsam zwingen kann? Sollte sie nicht gewußt haben, der Vater hat sie aus dem klugen Grunde unter meine Autorität gestellt, damit sie einst meine Erbin werde? Woher kommt dem sonst so schüchternen Kinde plötzlich der Muth, meinen Plänen entschieden entgegenzutreten? Ich behaupte, sie ist im Besitze der beiden Documente, wovon eins die Kraft des andern aufhebt."

„So kühn diese Behauptung ist, so viel hat sie für sich," meinte der Präsident. „Aber seien Sie vorsichtig, Sophie; Nathalie ist die Tochter Ihres Bruders, und den leisesten Verdacht gegen sie aussprechen, heißt sie brandmarken. Die Schmach fällt stets auf die Familie zurück. Halten Sie die Entwendung der Papiere geheim, stellen Sie überhaupt alle amtlichen Nachforschungen ein, und überlassen Sie mir den Betrieb der Sache."

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor, Adolph!"

„Legen Sie kein Gewicht auf den Verlust, beobachten Sie ruhig, und theilen Sie mir Ihre Wahrnehmungen mit."

Beide tauschten noch eine Zeitlang ihre gegenseitigen Ansichten aus. Der Verdacht blieb auf der unschuldigen Nathalie haften.

„Ich glaube," sagte der Präsident, „daß es mir gelingen wird, Ihre und meine Feinde unschädlich zu machen. Beruhigen Sie sich, Sophie, und vertrauen Sie mir. Beobachten Sie gegen Nathalie dasselbe Betragen wie bisher — seien Sie weder nachsichtiger, noch strenger."

Er küßte die Dame auf die Stirn. Sophie neigte ihr Haupt mit einem Seufzer.

„Bin ich in Ihren Augen ganz gerechtfertigt?" fragte sie leise.

„Habe ich je an Ihrer Aufrichtigkeit gezweifelt?"

„Nach dem Urtheile des Verstandes habe ich vielleicht unklug gehandelt — aber das Herz, Adolph, billigt alle meine Schritte."

„Brechen wir ab, Sophie. Hier ist meine Hand, daß sich nie ein Verdacht bei mir eingeschlichen hat, wenn auch mitunter die Eifersucht

rege ward. Der bejahrte Mann urtheilt ruhiger, als der jugendliche Anbeter. Ich trage die Schuld an der Knüpfung des seltsamen Knotens; ich werde ihn auch mit geschickter Hand zu entwirren wissen."

An der Thür ließ sich ein leises Klopfen vernehmen.

„Was ist das?"

„Bleiben Sie, liebe Freundin. Es muß etwas Wichtiges sein, sonst würde mein Kammerdiener nicht gewagt haben — —"

Der Präsident erhob sich, und öffnete die Thür.

„Du bist es, Jean?"

„Zu dienen, Herr Kammerpräsident. Hier ist ein Brief — —"

„Wer brachte ihn?"

„Die Ordonnanz des Fürsten."

Der Kammerdiener zog sich zurück. Der Präsident trat zu dem Arbeitstische auf dem die Lampe brannte, und las die Adresse.

„Die Hand des Fürsten!" rief er erstaunt.

Dann öffnete er begierig das Papier. Während des Lesens drückte sich das höchste Erstaunen in seinen Zügen aus. Als er geendet, trat er seinem Besuche entgegen.

„Ich kann Ihnen als der ersten eine Nachricht mittheilen, welche nicht nur den Hof, sondern auch die ganze Stadt mit Verwunderung erfüllen wird."

„Was ist's?"

„Serenissimus hat den Hofpoeten Wolfgang zum Legationsrath ernannt."

„Ist's möglich!"

„In diesem Briefe wird mir aufgetragen, die Ernennung zu decretiren und morgen schon zu publiciren. Somit hätte der fremde Abenteuerer den ersten Schritt zu seiner Festsetzung in unserer Mitte gethan; er ist jetzt Staatsbeamter."

Diese Nachricht schien die Aufregung der Oberhofmeisterin über ihre Herzens- und Familienangelegenheiten zu paralysiren. Sie erbat sich den Brief des Fürsten und las, als ob sie den Worten ihres Freundes kaum glauben könne, mit großer Begierde.

„Das ist viel!" flüsterte sie, und der Aerger blitzte aus ihren Augen. „Der Mann versteht es, das Herz eines Fürsten zu umstricken."

„Bei dem Einflusse auf den Landesherrn kann uns dieser Mann mit seinen demokratischen Gesinnungen sehr gefährlich werden. Er entblödet sich nicht, öffentlich von zopfigen Einrichtungen zu

sprechen, die mit der Wurzel ausgerottet werden müßten."

„Fürchten Sie ihn?"

„Mag sich der Dichter auf den diplomatischen Boden wagen — ich fürchte, er gleitet aus, und fällt."

„An der Hand des Fürsten?"

„Man wird ihm diese Hand zu entreißen wissen."

„Das ist auch meine Ansicht."

„Darf ich auf Ihre Hülfe zählen?"

„Wie ich auf die Ihrige zähle."

Der Präsident, den Kopf etwas gebückt und die Arme auf den Rücken gelegt, ging sarkastisch lächelnd im Zimmer auf und ab.

„Ob dieser Mann Geheimnisse oder Leidenschaften hat?" fragte er.

„Ich vermuthe beides!" sagte die Oberhofmeisterin, indem sie dieselbe Promenade begann.

„Glauben Sie?"

„Der bucklichte Werner, den er mit dem haarsträubenden Namen des Todescandidaten getauft hat, steht als Factotum in seinen Diensten."

„Diese Wahl beweis't den romantischen Sinn

des gefeierten Dichters. Ich kenne das koboldartige Wesen — bauen Sie auf ihn einen Plan?"

„Ja!"

„Der Bursch scheint einen tiefen Verstand zu besitzen —"

„Eben deshalb."

„Er wird sich dem Günstlinge des Fürsten fest anschließen —"

„Mag sein —"

„Und sein Vertrauen nicht mißbrauchen."

„Der Todescandidat ist arm und dabei gewinnsüchtig. Ich kaufe ihm ein Geheimniß seines Herrn nach dem andern ab. So weiß ich bereits, daß Herr Wolfgang eine Liebschaft unterhält. Dieses Geheimniß ist für uns von unbezahlbarem Werthe."

„Eine Liebschaft?" fragte verwundert der Präsident.

„Sie werden mir beipflichten, wenn Sie die Dame kennen, oder nur wissen, wer sie ist."

„Nun?"

„Erstaunen Sie, Freund, aber schweigen Sie vor der Hand. Der Freund besucht heimlich die Geliebte seines fürstlichen Freundes."

„Hat der Fürst eine Geliebte?"

„Sie bewohnt allein das Lustschloß. Erklären Sie sich nun, warum dieser reizende Aufenthalt wie ein heiliger Hain gehalten und sorgfältig gemieden werden muß?“

Die Spaziergänger blieben stehen.

„Sie setzen mich in Erstaunen, Sophie! Wer ist diese Geliebte?“

„Ueber ihre Abkunft habe ich noch nichts erfahren können. Man weiß aber, daß die Gemächer heimlich ganz prachtvoll eingerichtet sind, daß heimlich eine Equipage ankam, daß heimlich eine sehr schöne junge Dame ausstieg und Besitz von den Zimmern nahm, daß Serenissimus allein diese Dame besucht, und daß der Dichter eintrifft, wenn der Fürst fortgegangen ist!“ fügte sie mit einem stechenden Blicke der Bosheit hinzu. „Aus diesem einen Zuge läßt sich auf den Charakter des Abenteurers schließen. Ziehen wir ihm die Larve von dem Gesichte, und sein Sturz ist fertig. Ferner weiß ich, daß der Poet für diese Unterhaltung unsers Fürsten gesorgt hat, um ihn völlig zu umstricken, der Legationsrath mag wohl die Belohnung für diesen Dienst sein. Nun denken Sie sich den Effect, wenn der Vorhang aufgezogen wird, und der über=

raschte Zuschauer den Freund in den Armen der zärtlich geliebten Freundin findet."

„Gelänge dieser Coup, so wäre ein zweiter nicht nöthig."

„Wir kennen ein Geheimniß und eine Leidenschaft unsers Feindes."

„Wer aber leitet den Feldzug?" fragte mit zweifelndem Lächeln der Präsident.

„Ich, durch den Todescandidaten. Der Kammerjunker, den ich bereits in das Geheimniß gezogen habe, steht mir als Adjutant zu Seite. Decretiren Sie die Ernennung zum Hofrathe und erheben Sie den Mann, mein lieber Freund; je höher er steht, je tiefer wird sein Fall sein. Morgen schon beginnen die Vorarbeiten zu dem Feldzuge. Während Sie thätig sind, meine Ruhe zu wahren, bin ich thätig, Ihnen die Stellung zu sichern, die Sie sich durch ein Leben voll Mühe und Arbeit errungen haben."

Die Oberhofmeisterin bot dem Präsidenten die Stirn zum Kusse. Dann verneigte sie sich, daß ihr seidenes Kleid sich blähte wie ein Luftballon, und verließ rauschend das Gemach. Der Präsident begleitete sie bis zur Treppe; hier empfing sie der

Kammerdiener, der ihr bis zu dem Wagen voranleuchtete und einsteigen half.

Als der Präsident, der in seinem Zimmer die Promenade wieder begonnen hatte, das Geräusch des abfahrenden Wagens hörte, flüsterte er vor sich hin:

„Ihre Lüge ist so geistreich erfunden, daß ich ihr glauben muß, ohne mir den Anschein zu geben, als mißtraute ich ihr. Mehr als das Verschweigen Ihrer Geheimnisse können Sie von meiner Dankbarkeit nicht fordern, Frau Oberhofmeisterin! Eine Mutter, die es über das Herz bringen kann, sich von ihrem Kinde zu trennen, ist auch fähig den Mann ihrer Liebe zu betrügen. Ich bin ein Diener des Landes. Die Hofintriguen mögen die spinnen, die ein Interesse daran finden. Wenn die Frauen Rache üben, kann der Mann nur lächeln."

Die Oberhofmeisterin kam beruhigt in ihrer Wohnung an. Nathalie empfing sie in dem kleinen Saale, wie sie stets zu thun pflegte, wenn die Tante heimkehrte. Dann traten beide in das Wohnzimmer, um den Thee einzunehmen. Neben dem Couverte der Oberhofmeisterin lag ein Billet.

„Wer brachte es?" fragte sie.

„Der Diener des Herrn Kammerjunkers," antwortete das junge Mädchen mit großer Unbefangenheit. „Er erwartete Antwort; da ich ihm aber die Zeit Ihrer Rückkehr nicht genau angeben konnte, versprach ich ihm, Sie von der Bitte des Absenders in Kenntniß zu setzen."

Die Tante prüfte das Siegel des zierlichen, duftenden Briefchens. Als sie es unverletzt fand, öffnete sie das Papier und las. Nathalie fühlte die Bedeutung dieser Demonstration; sie verrichtete indeß die kleinen Obliegenheiten bei Tische, ohne die ihr dadurch gewordene Kränkung merken zu lassen.

Nachdem die Oberhofmeisterin den Brief gelesen, verbarg sie das Papier in der Tasche ihres Kleides. Beide Damen begannen das Nachtessen.

„Der Kammerjunker schreibt mir, daß man dem Diebe meiner Pretiosen auf der Spur sei," sagte sie gleichgültig, indem sie den Thee schlürfte.

„Das wäre ein Glück," antwortete Nathalie. „Der Frevel ist zu frech, und wälzt auf unsere Domestiken einen zu großen Verdacht, daß man schon aus diesem Grunde die Entdeckung des Thäters wünschen muß. Wen hat man im Verdachte?"

„Wen? Der Brief spricht sich über die Person nicht aus, wohl aber die begründete Vermuthung, daß nur eine mit den Localitäten vertraute Person den Schrank erbrochen haben könne.“

„Also einer unserer Leute? Daran möchte ich zweifeln!“ sagte Nathalie eifrig. „Anna, die Köchin, meinte, der Mann, von dem wir die Leinwand kauften, und der eine Viertelstunde allein in dem Saale gewartet hat, sei ihr sehr verdächtig vorgekommen. Er habe sich sehr eilig entfernt, und nicht einmal auf ihr Rufen gehört — sie wollte ihm nämlich das letzte Stück Leinwand abkaufen, das er auf dem Rücken trug.“

„Der Mann war Nachmittags in unserm Hause, und Abends zehn Uhr bemerkte ich, daß der Schrank offen sei. Der Diebstahl muß während meiner Promenade mit dem Kammerjunker stattgefunden haben. Wie dem auch sei, die Polizei wird nicht vergebens forschen, ich habe Auftrag zu den strengsten Maßregeln gegeben. Jetzt werde ich den Brief des Kammerjunkers beantworten.“

Sie trat in ihr Boudoir.

„Und ich werde an Victor schreiben!“ flüsterte Nathalie. „Morgenfrüh kommt Werner, um den

Brief abzuholen. Er muß die Vorgänge hier im Hause wissen, damit er seine Maßregeln danach nehmen kann. Ach, ich werde wohl die halbe Nacht schreiben müssen."

Nachdem sie Auftrag gegeben, den Tisch abzudecken, ging sie zu ihrer Tante.

„Gute Nacht!" flüsterte sie.

„Willst Du schon zu Bett gehen?" fragte die Tante, ohne die Feder niederzulegen.

„Ein leichter Kopfschmerz plagt mich —"

„Dann ist Ruhe das Beste. Gute Nacht!"

Nathalie blieb noch einen Augenblick neben dem Schreibtische stehen.

„Was willst Du noch?" fragte die Schreiberin.

„Seit ich in der Residenz bin, habe ich mich beim Schlafengehen nie so von Ihnen getrennt."

„Küsse mir die Stirn, Nathalie!" sagte fast feierlich die Oberhofmeisterin.

Nathalie neigte sich zum Kusse.

„Ich hoffe," fuhr die alte Dame fort, „Du wirst morgen zu der Ansicht gelangt sein, daß die Schwester Deines Vaters nur mütterlich für Dich sorgen kann. Meine Erbin hat ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwarten — wenn ich darüber

zu ihrer eigenen Sicherheit disponire, so glaube ich Dank verdient zu haben. Mein Auge sieht weiter, Nathalie, als das Deinige; bedenke das, und sage mir morgen, ob ich ferner Deine Mutter, oder nur Deine strenge Vormünderin sein soll. Gute Nacht!"

Das junge Mädchen verneigte sich, und schlüpfte in ihr Zimmer, das im ersten Stocke des Hauses lag.

„Das war deutlich genug!" dachte sie, indem sie ihre Nachttoilette begann. „Die gute Tante vergißt, daß die Liebe nicht nach Reichthum fragt. Kann ich mir das Vermögen meines Vaters erhalten, nun, so ist es besser; wird es mir entrissen, weil ich Victor liebe — nun, was schadet's? Victor heirathet ein armes Mädchen, und ich heirathe einen armen Mann. Die Liebe bleibt dessen ungeachtet dieselbe. Wenn mich nicht ein eigenes Gefühl davon abhielte, so würde ich die Tante an ihre Convenienzheirath erinnern, von der mir der selige Vater erzählte, daß sie trotz des Reichthums eine sehr unglückliche gewesen sei. Der Kammerjunker muß in hoher Gunst bei ihr stehen, daß sie trotz der gemachten Erfahrung eine ähnliche Ehe, wie

die ihrige war, befördern will. Das ist wahrlich eine unerklärliche Erscheinung. Sollte der mir bestimmte Bräutigam vielleicht ein Recht haben, von der Tante zu fordern, was er sich eigentlich erwerben und erbitten muß?"

Unter solchen Gedanken hatte Nathalie ihre Toilette vollendet. Sie trug einen weißen Nachtmantel und ein Spitzenhäubchen, das ihrem lieblichen Gesichte einen wunderbaren Reiz verlieh.

„Ich werde Victor schreiben, daß er sich mit Herrn Wolfgang verbindet, um das Ansehen des Kammerjunkers bei meiner Tante so rasch als möglich zu schwächen. Wenn sie wüßte, daß die Magd, in deren Armen wir den bornirten Junker fanden, kein anderer als der lustige Dichter gewesen ist, sie würde eine schwere Anklage gegen ihn erheben."

Nathalie setzte sich an den Schreibtisch.

Wohl eine Stunde hatte sie geschrieben, als sich leise die Thür öffnete, und die Oberhofmeisterin, eine Kerze tragend, eintrat.

„Wer ist da?" fragte die Schreiberin, ohne sich umzusehen. Sie glaubte, das Stubenmädchen stecke noch einmal den Kopf durch die Thür, um nach den letzten Befehlen zu fragen, wie sie schon oft gethan.

Als keine Antwort erfolgte, sah sie sich um. Die Tante stand dicht hinter ihrem Stuhle. Erschreckt fuhr sie empor, und stellte sich so vor den Tisch, daß sie den Brief bedeckte.

„Mich führt die Theilnahme hierher," sagte die Oberhofmeisterin mit strengen Blicken. „Ich ging durch den Garten, und sah noch Licht in Deinem Zimmer. Mir will aber scheinen, daß Dein Kopfschmerz vorüber ist, da Du Dich mit Schreiben beschäftigen kannst — wenn er nicht ein fingirter war."

Nathalie sah sich auf einer Lüge ertappt. Sie senkte die Augen zu Boden, und eine flammende Röthe überzog ihr Gesicht. Mit der rechten Hand, die sie hinter sich ausgestreckt hielt, zerknitterte sie den Brief, der bereits eine volle Seite stark geworden war.

Die erste Lüge gebar eine zweite. In ihrer Verwirrung antwortete Nathalie:

„Ich schrieb ein Blatt für mein Tagebuch."

„Darf man dieses Blatt sehen?"

„Tante, Sie behandeln mich wie eine Sclavin!"

„Ich behandele Dich, wie ich muß, und wie Du es verdienst! Ich fordere Dich im Namen

Deines verstorbenen Vaters auf, mir das Blatt zu zeigen!"

Diese Worte wurden in einem so befehlenden Tone gesprochen, daß Nathalie zusammenzuckte. Ihr Stolz erwachte.

„Ich bin kein Kind mehr, das einer pedantischen Ueberwachung bedarf!" sagte sie mit fester Stimme. „Mein Vater hat Ihnen die Sorge für mich anvertraut, er hat mich unter Ihre Obhut, aber nicht unter Botmäßigkeit gestellt."

„Undankbare!" rief die wuthbebende Oberhofmeisterin. „Was wird aus Dir, wenn ich meine Hand von Dir abwende?"

„Ich will lieber hülflos sein, als eine Sclavin!"

„Nathalie, ich befehle Dir, mir das Papier zu reichen!"

„Tante!" bat sie mit bebender Stimme. „Wollen Sie mich denn zum Aeußersten treiben?"

„Das heißt, zur Widersetzlichkeit? Prüfen wir, wer die Herrin in diesem Hause ist. Noch einmal, das Papier!"

„Ich beschwöre Sie!" stammelte Nathalie, die einen Eclat vermeiden, aber auch ihr Geheimniß nicht preisgeben wollte.

Bleich vor Zorn, setzte die Oberhofmeisterin das Licht auf den Tisch, ging mit festen Schritten zu ihrer Nichte, und entwand der Hand derselben das Papier. Dieser Angriff kam der armen Nathalie so unerwartet, daß sie sich fügte, und in heftiger Bestürzung zurücktrat. Trotz der unwürdigen Behandlung widerstrebte es ihrem Gefühle, thätlich Widerstand zu leisten — sie opferte lieber das Geheimniß ihres Herzens.

In einer solchen Aufregung hatte sie die Oberhofmeisterin noch nie gesehen. Hätte sie alle Vermuthungen und Befürchtungen gekannt, die den Kopf der alten Dame durchkreuzten, sie würde eine Erklärung ihres heftigen Benehmens gefunden haben.

„Also bis zu diesem Verfahren treibt mich meine eigene Nichte, die Tochter meines Bruders, deren Zukunft ich mit mütterlicher Sorgfalt zu wahren suchte! Glaube nicht, daß mich Deine Kühnheit entwaffnet, daß ich mich durch Dein herausforderndes Wesen abschrecken lasse, oder daß ich es verschmähe, meine Pflicht zu erfüllen — von diesem Augenblicke an wirst Du stets behandelt werden, wie Du es verdienst. Meine Strenge

wird Dich doppelt treffen, um unsere Familie vor Schande zu bewahren."

„Was ist das?" hauchte Nathalie wie niedergeschmettert.

„Ich ahnte es längst, daß Du ein entehrendes Geheimniß birgst!"

Die Blicke der Oberhofmeisterin schienen Nathalie durchbohren zu wollen. Es war ihre Absicht, das Mädchen bis zum Aeußersten zu treiben, um ihr ein Geständniß dessen zu entlocken, was sie wußte. Kannte Nathalie den Inhalt der verhängnißvollen Papiere oder nicht? An der Beantwortung dieser Frage, die sie nicht offen aussprechen durfte, lag ihr Alles. Die Heftigkeit ihres Charakters verhinderte sie, vorsichtig zu sondiren.

Schon im nächsten Augenblicke hatte Nathalie ihre Fassung wiedererlangt. Mit dem Stolze, den ihr das Bewußtsein der Unschuld gab — ihre Liebe zu Victor hielt sie für kein Vergehen — hob sie das schöne Haupt empor, und sagte:

„Gnädige Frau, Sie selbst haben mir diesen Abend das Recht gegeben, mich als eine Waise zu betrachten, die auf sich selbst angewiesen ist, und ihre Ehre allein zu vertheidigen hat. Ich nehme

keine fremde Hülfe in Anspruch, weil ich ihrer nicht bedarf, denn Ihre Anklagen sind zu unbegründet. Aber ich werde mich weitern Angriffen zu entziehen wissen —"

„Vielleicht durch die Flucht?" fragte spöttisch lächelnd die Oberhofmeisterin. „In diesem Falle giebt es noch Gesetze in unsrem Lande."

„Kein Gesetz kann mich zwingen, mich tyrannisiren zu lassen."

„Ah, eine Flucht käme Ihnen jetzt wohl sehr gelegen? Sie suchen nach einem Vorwande, um sie einigermaßen beschönigen zu können, mein Fräulein, und der Grund, die Tante hat die Nichte gemißhandelt, ist allerdings ein solcher, der Ihnen das Mitleid der Welt mit auf den Weg giebt, und mich, die Grausame, verdammt. Sie bleiben jetzt in meinem Hause, weil ich es will; die elterliche Gewalt über Sie liegt in meinen Händen. Von diesem Augenblicke an sind Ihnen die Thüren geschlossen, und sie werden sich nur dann wieder öffnen, wenn Sie durch Ihr Betragen kund gegeben, daß man sich Ihrer Fügsamkeit für gewiß halten kann."

„Das heißt, gnädige Frau, ich heirathe den Kammerjunker, Ihren Schützling?"

„Sie kennen meine Absicht!“

„O mein Gott, ist das nicht Tyrannei, mich einem Manne gewaltsam verbinden zu wollen, den wir beide in einer eben so unwürdigen, als seltsamen und lächerlichen Situation gesehen haben? Gnädige Frau, ich erinnere Sie an Ihre eigene Ehe!“

„Fräulein Nathalie!“ rief drohend die alte Dame.

„Ja, ich wage es, Sie daran zu erinnern, denn Sie selbst haben die Erfahrung gemacht, daß eine Ehe ohne Liebe die Hölle auf Erden ist. Sie sagten mir erst kürzlich, Ihr Auge sieht schärfer als das meine — zwei verhängnißvolle Jahre Ihres Lebens scheinen Sie ganz übersehen zu haben.“

Die Oberhofmeisterin trat näher, und ergriff gewaltsam die Hand Nathalien's.

„Woher wissen Sie das, mein Fräulein?“ rief sie mit zischender Stimme, und indem ihre Augen glühten. „Aus welcher Quelle schöpften Sie? Bekennen Sie, wenn ich Sie nicht für eine — Verbrecherin halten soll!“

Dann schleuderte sie verächtlich die Hand zurück.

Nathalie glaubte an eine Sinnesverwirrung der Tante, die mit todtbleichem Gesicht und hoch-

fliegender Brust vor ihr stand. Ihre Weigerung, den Junker zu heirathen, konnte sie nicht als den Grund einer so fürchterlichen Aufregung gelten lassen, zumal da sie, die Tante, die Erfahrung gegen sich hatte. Ihre Entrüstung wich dem Mitleiden mit der armen Frau.

„Der Vater sagte es mir," flüsterte sie; „er hat oft mit großer Theilnahme davon gesprochen."

„Und hat er Ihnen nicht auch gesagt, daß Sie die Erbin eines großen Vermögens wären?"

„Nein!" war die treuherzige Antwort.

„Hat er Ihnen nicht auch gesagt — doch, was frage ich denn, da ich doch nur die Unwahrheit zur Antwort erhalten werde. Vielleicht giebt mir dieses Papier eine bessere Auskunft. Ich nehme mir die Freiheit, es zu lesen."

Nathalie verschränkte schweigend ihre Arme, und lehnte sich an den Schreibtisch.

„Mag sie lesen," dachte sie; „auf diese Weise wird mir das Geständniß meiner Liebe erspart, das ich jetzt abzulegen gezwungen bin."

Nachdem die Oberhofmeisterin mit bebenden Händen das zerdrückte Papier entfaltet und ge-

glättet hatte, trat sie zu der Kerze, und begann mit halb lauter Stimme zu lesen:

„Mein innig geliebter Freund!“

Sie stutzte einen Augenblick, dann fuhr sie in großer Spannung fort:

„Fände ich nicht einen schönen Trost und eine süße Beruhigung in dem Bewußtsein, daß Du mich liebst, und zwar nur meiner selbst wegen, ich würde die Last meiner gegenwärtigen Lage kaum noch ertragen können, mich würde die Angst vor der Zukunft tödten. Der Gedanke an Dich giebt mir die Kraft, geduldig unter dem Drucke auszuharren, bis die Befreiungsstunde schlägt. Den Kammerjunker fürchte ich nicht, der arme Mensch ist mir mehr ein Gegenstand des Mitleids als des Schreckens; wohl aber fürchte ich, meiner guten Tante zu mißfallen, die unbegreiflicherweise dem bornirten Manne so warm das Wort redet, als ob ich in der Verbindung mit ihm ein Glück ohne Grenzen finden würde. Ich zermartere mir den Kopf, um einen Grund dieser seltsamen Erscheinung zu finden, dieser Erscheinung, die mir je räthselhafter wird, je länger und beharrlicher meine Tante in mich dringt,

die jetzt sogar Drohungen nicht verschmäht. Aber mag auch kommen, was da will, nichts wird mich in der Liebe zu Dir schwanken machen. Soviel ich weiß, hat mein Vater seiner Schwester volle Gewalt über mich übertragen, aber wahrscheinlich nicht in der Voraussetzung, daß sie sie zu meinem Unglücke anwenden soll. Sie kann mich höchstens enterben, und dann, mein Geliebter, erhältst Du ein blutarmes Mädchen, das Dir nichts bringt als ihre innige Liebe. Das wäre der schlimmste Fall, der mich treffen kann. Aber ich achte ihn nicht, wenn Du nicht danach fragst. Deine Liebe, ich weiß es, ist uneigennützig wie die meinige, und in dieser Gewißheit werde ich mich durch die Drohung, mich enterben zu wollen, nicht mehr einschüchtern lassen, ich werde mit einer offenen Erklärung heraustreten, um dem lästigen Bewerber eine entscheidende Antwort zu geben. Uebrigens ist mir dadurch noch nicht alle Hoffnung abgeschnitten, es kann mir später dennoch ein Vermögen zufallen. Ich erinnere mich, daß meine Tante — —"

Hier schloß der Brief.

Die Oberhofmeisterin sah auf und fragte:

„Nun, was erinnert man sich von der Tante?“

„Erlauben Sie mir, daß ich meine Erinnerungen für mich behalte,“ war die kalte Antwort. „Es ist ja möglich, daß mich mein Gedächtniß täuscht, und um keine Unwahrheit zu sagen — —“

„Aber sie standen im Begriffe, Ihre Erinnerungen dem geliebten Manne mitzutheilen?“

Nathalie schwieg.

„Wer ist dieser Mann, mit dem Sie heimlich ein zärtliches Verhältniß unterhalten?“

„Ich versichere Sie,“ rief Nathalie mit Ueberzeugung, „daß er der treuen Anhänglichkeit und der Achtung Ihrer Nichte würdiger ist, als der Mann, den Sie ihr aufzwingen wollen.“

„Also das ist der saubere Grund, der Sie zur Widerspenstigkeit treibt?“

„Ich leugne es nicht; ich bekenne vielmehr, daß ich Ihnen denselben dennoch mitgetheilt haben würde, auch wenn Sie diesen Brief nicht gelesen hätten. Tante,“ rief Nathalie, indem sie sich ihr in flehender Sellung näherte, „wenn Sie im Sinne meines guten Vaters handeln wollen, so zwingen Sie mich nicht, die erste Neigung meines Herzens zu bekämpfen!“

Ein Gedanke durchzuckte die Oberhofmeisterin. Ihr Gesicht nahm plötzlich den Ausdruck der Milde an, und sie sagte mit ruhiger Stimme:

„Hegtest Du Vertrauen zu mir, Nathalie, es wäre vielleicht manches anders. Begreifst Du nicht, daß Du Unmögliches von mir forderst? Wie kann ich ein Urtheil über Deine Neigung haben, wie kann ich ihr hinderlich oder förderlich sein, wenn ich den Gegenstand derselben nicht kenne? Es ist spät, ich verlasse Dich jetzt! Komm zur ruhigen Ueberlegung, und ich bin sicher, daß Du mit Vertrauen vor mich trittst, um über Deine Zukunft zu berathen. Bis dahin aber ist in unserer Stellung nichts geändert. Nur wenn ich weiß, welchen von beiden Männern ich den Vorzug geben kann, hast Du auf meine mütterliche Hülfe zu zählen."

Nach diesen Worten ergriff die Oberhofmeisterin ihre Kerze wieder, und verließ stolz das Zimmer.

Nathalie wußte nicht, wie sie diese plötzliche Umwandlung nehmen sollte. Sinnend sah sie vor sich hin. Da bemerkte sie ein Papier auf dem Fußboden. Es war der Brief des Kammerjunkers an die Oberhofmeisterin, die ihn verloren hatte.

„Die erste Indiscretion!" flüsterte sie, das

Papier in der Hand haltend. „Mag sie mir die gnädige Tante verzeihen, die mich zwingt, sie zu begehen. Und ich begehe sie ohne Zaudern, denn die Correspondence betrifft sicher nur meine Person."

Sie öffnete das Papier und las:

„Ihr Bemühen, meine Gnädige, scheint nicht von dem gewünschten Erfolge gekrönt zu werden. Nathalie bleibt widerspenstig und ungehorsam, trotzdem Sie mit väterlicher Gewalt ausgerüstet sind. Ich fühle, daß ich lächerlich erscheine, wenn ich unter diesen Verhältnissen die Rolle eines Bewerbers fortsetze, und Sie müssen es mit mir fühlen. Ihre Nichte ist geistreich und schön, sie wird ohne Zweifel das Glück des Mannes machen, dem sie die Hand reicht; trotzdem aber kann ich mich nicht entschließen, dieses Glück um einen so hohen Preis zu erringen. Zählen Sie daher nicht mehr auf meine Mitwirkung bei der Verwirklichung Ihres Heirathsprojectes, und erlauben Sie mir, daß ich von jetzt an passiv bleibe. Die daraus folgenden Consequenzen mögen Sie ermessen. Uebrigens erkenne ich Ihre Bereitwilligkeit an, und bleibe stets Ihr Freund."

„Der Herr Kammerjunker ist einsichtsvoll genug, um endlich das Rechte zu erkennen!“ dachte sie mit großer Freude. „Welch ein Glück, der Lästige wird mir nun fern bleiben! Dieser Brief giebt mir Aufklärung über die plötzliche Sinnesänderung meiner Tante. Aber wenn das Ganze eine verabredete Komödie wäre?“ fragte sie sich nach einer Pause des Nachsinnens. „Wenn der Kammerjunker den Brief geschrieben hätte, damit ihn meine Tante hier verlieren konnte? Wenn man auf diese Weise mein Vertrauen erwecken und den Namen dessen erfahren will, den ich wirklich liebe, um ihn vielleicht von mir zu trennen? Vorsicht, Vorsicht, Nathalie, man legt Dir eine Schlinge! Diese Ereignisse will ich dem guten Werner mittheilen, vielleicht gelingt es ihm, die Fäden der mir gelegten Schlinge zu entdecken und zu zerreißen.“

Auf dem Vorsaale ließen sich Schritte und das Rauschen eines Frauenkleides vernehmen. Nathalie lauschte mit angehaltenem Athem.

„Was ist das?“ flüsterte sie erschreckt. „Sollte sie den Brief vermissen und ihn suchen? List gegen List — ich habe das Papier nicht gesehen!“

Sie warf den Brief an den Ort zurück, wo

sie ihn gefunden hatte, dann löschte sie das Licht aus, setzte sich in den Sopha, und stützte den Kopf.

In dieser Stellung traf sie die Oberhofmeisterin, die langsam die Thür öffnete und mit einem Lichte eintrat.

„Du bist noch nicht zur Ruhe gegangen?" fragte sie gleichgültig.

Das junge Mädchen erhob sich.

„Ich stand so eben im Begriffe —"

„Ach, dort sehe ich das Papier, das ich suche!"

„Wo?"

„Neben dem Tische!"

Die Nichte hob es auf und überreichte es der Tante.

„Bemerkst Du es jetzt erst?" fragte die Letztere mit einem forschenden Blicke.

Es gelang Nathalien, ihre Verlegenheit zu verbergen und mit Unbefangenheit zu antworten:

„Hätte ich den Brief früher gesehen, ich würde meiner Pflicht genügt, und ihn ungelesen Ihnen überbracht haben."

„Ungelesen?" fragte die Oberhofmeisterin betonend.

Nathalie verneigte sich. Die Röthe, die jetzt

auf ihren lieblichen Wangen sichtbar ward, deutete die Oberhofmeisterin für den Ausdruck des beleidigten Ehrgefühls.

„Ich glaube Dir!" sagte sie lächelnd. „Du wirst den Inhalt des gefundenen Briefes zu seiner Zeit erfahren — vielleicht macht er Dir Vergnügen."

Dann reichte sie ihr die Hand zum Kusse, und entfernte sich mit der ihr eigenen Würde. Als sich die Thür geschlossen hatte und das Geräusch der Schritte verhallt war, rief sie leise aus:

„Sie haben Recht, der Brief macht mir Freude! Ich erlasse Ihnen die Mittheilung seines Inhaltes. Weiß ich auch Ihre Manipulationen nicht zu deuten — ich bin jetzt auf alles vorbereitet. Und ist mir das Glück hold, so werden Sie zu seiner Zeit mein Geheimniß erfahren."

Sie verriegelte die Thür, zündete das Licht wieder an, und begann einen neuen Brief zu schreiben, in dem sie Victor alle Vorgänge genau berichtete. Diesmal ward sie nicht gestört. Mitternacht war längst vorüber, als sie den Brief siegelte und ihn dann in ein geheimes Fach ihres Schreibtisches verbarg. Dann schlüpfte sie in die Kammer, und ver-

schwand in dem schneeweißen Bette, so daß nur das reizende Köpfchen aus dem Kissen hervorsah.

„Gute Nacht, Victor!" flüsterte sie.

Sie dachte noch eine Zeit lang an den Geliebten, dann entschlummerte sie, und der Gedanke ging in einen Traum über, der sie in den Garten der Sägemühle versetzte, wo sie Arm in Arm mit Victor spazieren ging, und ihm das wiederholte, was sie dem Briefe anvertraut hatte.

Die Oberhofmeisterin schlief nicht so ruhig; die Vorgänge des Abends hatten sie in eine große Aufregung versetzt. Sie las in einem Buche, bis sie gegen Morgen der Schlaf übermannte.

Viertes Kapitel.

Wir finden Wolfgang in dem Vorzimmer seines fürstlichen Freundes. Hastig, aber leise geht er auf und ab, und sein Gesicht verräth eine frohe Aufregung. Es ist noch früh am Morgen, man hört die Glocken der Stadt die achte Stunde anzeigen. Kaum sind die hellen Schläge verklungen, als sich eine Flügelthür öffnet, und ein schwarz gekleideter Diener dem Harrenden ankündigt, daß er eintreten möge. Der junge Mann überschritt die Schwelle, und er befand sich in dem Arbeitszimmer des Fürsten.

Ein noch junger Mann von kaum zwanzig Jahren trat ihm entgegen.

„Ich wollte der erste sein, der dem Freunde zu seinem Avancement Glück wünscht!“ rief er fröhlich aus, indem er dem Eintretenden die Hand reichte.

Der Dichter verneigte sich, und drückte mit Innigkeit die ihm dargebotene Hand. Die höchste Rührung sprach sich in seinen Zügen aus.

„Durchlaucht," sagte er bewegt, „wie soll ich meinen Dank aussprechen!"

„Dadurch, daß der Legationsrath Dichter, und der Dichter mein Freund bleibt!" rief der junge Fürst.

„Darauf kann ich mein Wort geben!"

„Ich nehme es an, Wolfgang, denn ich bedarf nicht minder des klugen Rathgebers, als des treuen Freundes! Nehmen Sie Sitz und Stimme in dem geheimen Consilium des Fürsten, aber auch in den Herzensberathungen des Freundes."

Der junge Regent schloß den vor freudiger Rührung bewegten Dichter in seine Arme.

„Das ist ein Bund, den der Himmel segnen muß!" rief er aus. „Die Wissenschaft feiert einen hohen Triumph, denn sie wird in mir geehrt, ich bekenne es offen. Und schlummert ein dichterischer Funken in mir, so muß er, von dieser Hand genährt, zur Flamme auflodern."

„Und an ihr will ich mich erwärmen! Das kalte Leben, wie es ist, bedarf eines höhern Strahls,

wenn es nicht ermüden soll, als das, welcher der Fürstenkrone entströmt. Er blendet, aber er erwärmt nicht. Ich habe viel gearbeitet, Wolfgang, und dabei gefunden, daß es schwer ist, mehr als ein Fürst dem Namen nach zu sein. Helfen Sie mir, ein Regent im wahren Sinne des Wortes werden."

„Sie bauen zu viel auf mich, Durchlaucht!"

„Versuchen wir es! Zunächst reißen wir jede Scheidewand ein, welche die Etikette, diese Tyrannin der Menschen und vor allen der Fürsten, gezogen hat. Wenn ich mich dem Freunde nähern will, darf ich nicht auf den gekrümmten Hofmann stoßen. Wenn ich mich nach einer Unterhaltung sehne, will ich nicht einen Schwall von Phrasen und tausendmal wiederholten Titulaturen hören — hinweg mit dem lästigen Hofkleide, das die Brust einschnürt — Wolfgang, nenne mich Deinen Karl!"

Dem Dichter traten die Thränen in die Augen.

„O, nimm mich hin, nimm mich hin!" rief er überwältigt aus. „Laß die Brust eines Menschen Dir entgegenschlagen, der in Dir den Menschen achtet, und in dem Menschen den Bruder liebt! Karl, Du hast mir heute gesagt, daß ich ein Dichter

bin! Bisher habe ich an mir selbst gezweifelt!"

Fürst und Dichter lagen einander an der Brust.

„Und nun, Wolfgang, widmen wir diesen Tag der Freundschaft! Morgen mag der Legationsrath seinen Posten antreten, ich selbst führe ihn in das geheime Consilium."

Die beiden Freunde nahmen nun das Frühstück zusammen ein. Nach demselben bestiegen sie die Pferde, und trabten lustig zum Thore hinaus. Erstaunt blieben die vorübergehenden Bürger stehen, den Hut in der Hand. Der Fürst zeigte sich heute zum ersten Male öffentlich an der Seite des fremden Poeten, wie man Wolfgang allgemein nannte. Mancherlei Vermuthungen knüpften sich an diese Erscheinung, denn die neidischen Hofschranzen hatten nicht verfehlt, den Saamen des Argwohns auszustreuen.

„Der Fürst ist jung," meinten die alten Philister, die an dem Herkömmlichen klebten; „wenn er sich durch diesen Brausekopf, der mit seinen Tollheiten die ganze Stadt allarmirt, nur nicht zu Neuerungen verleiten läßt, die dem Lande schädlich sind."

„Man hat nicht klug gethan, ihm jetzt schon die Zügel der Regierung anzuvertrauen," meinte ein anderer. „Der junge Mensch ist noch nicht selbstständig, er läßt sich von andern leiten."

Der Kammerpräsident verließ so eben sein Haus, als die beiden Reiter fröhlich vorübertrabten. Er grüßte ehrerbietig und mit lächelndem Gesichte; aber in seinem Innern kochte der Groll über den Parvenü, wie er den Dichter nannte.

„Das ist eine eklatante Demonstration!" dachte er. „Gestern wurde der Legationsrath geschaffen, und heute zeigt er sich öffentlich an der Seite des Landesherren. Der Schöpfer selbst zeigt seine Creatur. Was mir durch jahrelanges Mühen nicht gelungen, gelingt diesem Knaben, nachdem er kaum das Land betreten — er übt Einfluß auf die Regierung aus. Sophie hat Recht, dieser Feind muß gestürzt werden."

Eine Viertelstunde später war er bei der Oberhofmeisterin, und erzählte, was er gesehen hatte.

„Sie besuchen ohne Zweifel das Paradies der Liebe," sagte diese. „Früher geschah es heimlich und bei Nacht — jetzt geschieht es öffentlich am hellen Tage. Mögen sie, mögen sie!" fügte sie boshaft

hinzu. „Der Hofpoet reitet seinem Verderben entgegen. Er wird sich in seiner eigenen Schlinge fangen. Der Freund verwandelt sich in den unversöhnlichsten Feind, wenn er sich bei der Geliebten betrogen sieht."

Während die Oberhofmeisterin, durch den Bericht des Präsidenten in Eifer gerathen, ihrem Verbündeten Andeutungen über den Vernichtungsplan gab, setzten die Reiter in traulichem Gespräche ihren Weg fort. Der Tag war schön, die romantische Landschaft erglänzte im hellen Sonnenscheine, und in Baum und Strauch sangen die Vögel. Laut jubelnd schwebte die Lerche in dem lichtblauen Aether. Alles vereinigte sich, die frohe Laune der Freunde zu erhöhen, und die Feier des neu geschlossenen Bundes zu einem Feste zu gestalten.

Wie ein düsteres, freudestörendes Gespenst stand ein Bettler an der Straße. Er lehnte an dem Stamme eines schattenverbreitenden Baumes, und sah mit düstern Blicken den beiden jungen Männern entgegen. Der Bettler war Sommer, den der Leser bereits kennt. Der Knabe, der neben ihm am Boden saß, war sein Sohn Philipp. Beide, in ihren gewöhnlichen zerlumpten Kleidern, boten

einen traurigen Anblick dar. Der Sohn verzehrte fröhlich ein Stück Brod, während der Vater mit seinen glühenden Blicken die langsam reitenden jungen Männer beobachtete. In seinen braunen Zügen lag ein bitterer Groll, zugleich aber auch eine Verachtung und ein Stolz, daß man ihn hätte für wahnsinnig halten mögen.

Der junge Fürst machte seinen Freund auf diese seltsame Gestalt aufmerksam.

„Auch er ist ohne Zweifel mein Unterthan," fügte er hinzu. „Ein solcher Anblick durchschneidet mir das Herz. Die Noth der untern Volksschichten bleibt dem Fürsten verborgen, kein Minister, kein Rath macht ihn darauf aufmerksam. Seine nächste Umgebung ist Freude und Lust, und über diese hinaus darf der Blick nicht schweifen. Mein Land ist klein, Wolfgang — ob es möglich ist, die Armuth in ihrer scheußlichsten Gestalt daraus zu verbannen?"

„Dem guten Fürsten, Karl, ist viel möglich. Ist er nicht die Vorsehung seines Landes?"

„Sieh' nur diesen brennenden, verzweiflungsvollen, und fast möchte ich auch sagen höhnenden Blick. Welch einen Contrast bildet die fröhliche

Sorglosigkeit des blonden Knaben zu dem düstern Manne. Das Brod befriedigt alle seine Bedürfnisse, und jeder Wunsch ist gestillt. Was der Mann wohl brütet?"

„Reden wir ihn an," sagte der Dichter. „Auch der Bettler ist eine Studie für den Fürsten."

Beide lenkten ihre Pferde dem Baume zu.

Sommer zog ehrerbietig den zerrissenen Hut, und sein kahles, glänzendes Haupt ward sichtbar. Der Knabe erhob sich, und betrachtete neugierig und erstaunt die glänzenden Pferde.

„Habt Ihr einen Wunsch, Freund?' fragte Wolfgang, dessen Pferd dem Bettler zunächst stand.

„Einen Wunsch?" wiederholte die tiefe Baßstimme Sommers.

„Oder eine Bitte."

„Wollen Sie mich höhnen, Herr? Ich denke, das Elend spricht deutlich genug, als daß es noch der Worte bedürfte. Wer Sinn dafür hat, versteht es schon. Ich lauere hier nicht am Wege, um das Mitleid rege zu machen — mein Knabe war müde und wollte ein wenig essen.

„Wer seid ihr?" fragte der Fürst.

„Ein armer Mann, aber kein Bettler!" war

die stolze Antwort. „Bei gewissen Leuten gelte ich sogar noch für reich."

„Das klingt seltsam."

„Aber es ist wahr."

„Erklärt Euch deutlicher."

„Ich trage das Meinige dazu bei, daß gewisse Herren in Glanz und Luxus leben, und wenn ich nicht will oder kann, werde ich dazu gezwungen. Man fragt nicht: hast Du Brod für Deine Familie? Der Voigt sagt einfach: gieb so und so viel Geld her für den Staat, der Dir den Schutz der Gesetze angedeihen läßt. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß ich ein altes verfallenes Haus besitze, und daß dieses Haus in dem Steuerbuche steht. Die ganze Baracke ist so viel nicht werth, als sie jährlich an Steuern zu entrichten hat. Wie Sie mich hier sehen, stehe ich unter dem Schutze der Landesgesetze, denn ich habe ihn vor einiger Zeit ehrlich bezahlen müssen. Ja," fügte er mit einem unbeschreiblichen Hohne hinzu, „ich bin ein nur zu getreuer Unterthan, denn ich lasse meine Kinder hungern, und füttere den Staat. Wer mich für einen Bettler hält, beleidigt mich. Ach, und wie dumm wäre es, wenn ich betteln wollte! Komm,

Philipp, komm, unser Weg ist noch weit, und die Mutter wartet. Haben wir auch kein Brod, wir sind doch gute Staatsbürger."

Mit einem Gelächter, dem eines Wahnsinnigen ähnlich, ergriff er die Hand des bestürzten Knaben, und zog ihn mit sich auf dem schmalen Seitenwege fort, der in ein dichtes Gehölz führte. Sommer war hinter dem nächsten Strauche verschwunden, aber noch immer hörte man sein Lachen und die Worte: wir sind gute Staatsbürger.

Die Reiter setzten eine Zeit lang schweigend ihren Weg fort. Jeder hing dem Eindrucke nach, den die Erscheinung und die Worte Sommers auf ihn ausgeübt hatten.

„Dieser Mensch war eine Studie!" sagte endlich der junge Fürst.

„Für den Regenten und für den Dichter," fügte Wolfgang hinzu. „Es erklangen zwar seine Worte wie der Hohn eines verständigen Menschen, aber ich glaube behaupten zu können, daß sie ihm die Verzweiflung erpreßt."

„Dorthin ist er verschwunden?"

„Ja!"

„Bei einem der nächsten Streifzüge werden

wir sein Haus aufsuchen, das ohne Zweifel in jener Gegend liegt. Ich halte ihn für einen wahrhaft Unglücklichen, denn er verschmähte das Almosen. Solche Ansichten wie er hat mir noch kein Minister ausgesprochen. Du siehst, Freund, daß ich das Land noch nicht kenne, zu dessen Regenten mich die Vorsehung gesetzt hat. Hilf mir, es kennen zu lernen."

Unter Gesprächen über Abhülfe des allgemeinen Nothstandes kam man bei dem Parke des Lustschlosses an. Das Gitter desselben war fest verschlossen.

„Wohin führst Du mich?" fragte Wolfgang lächelnd, der längst wußte, — Werner hatte es ihm gesagt — wer den reizenden Sommersitz bewohnte.

„Der neue Legationsrath soll alle meine geheimen Consilien kennen lernen. In der Residenz hält sie der Verstand ab, hier das Herz. Ich werde künftig keine Geheimnisse vor dem Freunde haben."

In diesem Augenblicke ging Valentin an dem Garten vorüber. Als er die Reiter erblickte, warf er seinen Rechen zu Boden, und eilte herbei, das Gitterthor zu öffnen. In dem Parke stiegen die Reiter ab, und übergaben dem Gärtner die Pferde.

„Wo ist Deine Herrin, Valentin?" fragte der junge Fürst.

„Das gnädige Fräulein hat einen Morgenspaziergang durch den Garten gemacht, sie ist vor kaum einer Viertelstunde nach dem Hause zurückgekehrt."

„Führe die Pferde geräuschlos zu dem Stalle, ich will nicht, daß irgend jemand meine Ankunft bemerke. Sind die Befehle, die ich gestern durch einen Boten sandte, ausgeführt?"

„Ja, gnädiger Herr!"

Durch einen Wink mit der Hand entließ der Fürst den Gärtner.

Valentin verschwand mit den Pferden.

Arm in Arm gingen die beiden Freunde durch die Wege des in voller Blüthenpracht stehenden Parks.

„Hier ist die Welt meines Herzens!" rief der junge Fürst. „Du begreifst wohl, daß hier der Freund nicht fehlen darf."

„Und wer ist die Göttin dieses Paradieses?"

„Du wirst sie sehen, und ohne Zweifel auch bewundern."

Sie traten aus einem Bosket auf einen Rasenplatz; nachdem dieser überschritten, nahm sie ein Laub-

gang auf, der durch Weinreben und Akazien gebildet ward. Das dichte Blättergeflecht ließ kaum die Sonnenstrahlen durchdringen, Kühle und Dämmerung herrschte in dem Raume. Plötzlich ward die Stille durch laute Worte unterbrochen. Der Fürst bog die Weinblätter auseinander, und sah nach der Gegend, aus der das Geräusch kam. Dann winkte er seinem Begleiter, ihm zur Seite zu treten. Beide sahen nun ein liebliches Häuschen mit grünen Fenstern. An den weißen Mauern schlängelten sich Weinranken wie schlanke Arabesken empor. Vor der Thür, die durch eine Laube vor den Sonnenstrahlen geschützt ward, saß Vater Beck in einem großen Lehnstuhle. Der alte Mann hatte schneeweiße Haare, aber ein volles, gesundes Gesicht. Er befand sich in seinen Arbeitskleidern: die kräftigen Arme umgab ein weißes Leinenhemd, die Brust bedeckte eine gelbe Kattunweste, und ein schwarzes Tuch war nachlässig um den Hals geschlungen. Grüne Manchesterhosen, blaue wollene Strümpfe und große Schuhe vollendeten den Anzug des alten Gärtners.

„Marie, Marie!" rief er mit volltönender Stimme.

Eine junge Bäuerin erschien auf der Schwelle.

„Endlich!" murmelte er verdrießlich. „Wo bleibst Du denn? Ich rufe, daß mir die Lunge platzen möchte, und das Jungferchen hört nicht."

„Verzeihung, Väterchen," sagte das niedliche Mädchen in einem betrübten Tone, „ich war in der Küche, um nach dem Mittagsessen zu sehen. Ihr habt, trotzdem Ihr kaum hergestellt seid, so fleißig seit dem frühen Morgen gearbeitet, daß ich Euch heute Euer Lieblingsgericht bereitet habe."

Der Alte mußte lächeln, trotzdem er sich zwang, ein ernstes Gesicht zu machen.

„Wie lange dauert es noch, ehe wir essen?" fragte er dann.

„Noch eine halbe Stunde."

„So hole mir meine Pfeife."

Marie hüpfte in das Haus zurück. Nach zwei Minuten schon kam sie wieder. Sie hielt eine Tabakspfeife mit einem großen Holzkopfe in dem Munde, und blies eine dichte Rauchwolke in die Luft.

„Hier, Väterchen, ist die Pfeife!" rief sie aus.

„Du plaudertest gewiß wieder mit Valentin?"

„Nein, nein!"

„O, ich habe es wohl bemerkt! Der Bursche schleicht sich von der Arbeit fort, so oft er kann. Das dulde ich nicht länger. Wo ist er jetzt?"

„Er hat Blumen geschnitten, um den kleinen Saal damit auszuschmücken. Diesmal trage ich die Schuld daran. Wir wollten Fräulein Aurelie eine kleine Ueberraschung bereiten —"

„Wie, eine Ueberraschung?"

„Sie hat mir diesen Morgen anvertraut, daß heute ihr Geburtstag ist. Außer mir weiß es kein Mensch, und soll es auch niemand erfahren. Jetzt zanke mit Valentin nicht, Väterchen — —"

„Ah, das ändert die Sache!" rief der Greis. „Wenn er für das Fräulein gearbeitet hat, will ich nichts sagen!"

Die beiden Lauscher setzten den Weg fort. Bald schimmerte das Schloß durch die Baumzweige. Wolfgang war entzückt über die reizenden, prachtvollen Parkanlagen.

„Du wirst bald den Engel sehen, für den sie geschaffen sind," sagte Karl, indem er den Freund am Arme mit sich fortzog.

Je näher sie dem Gebäude kamen, je deutlicher hörten sie eine reine, klangvolle Frauenstimme,

die mit Begleitung des Klaviers eine Arie sang. Der Gesang erklang aus dem geöffneten Fenster des Erdgeschosses, das von Blumen und Blättern eingehüllt war. Wolfgang blieb überrascht stehen, denn er erkannte, daß die Sängerin nicht allein mit großer Innigkeit, sondern auch höchst geschmackvoll und kunstfertig sang.

„Das sind wunderbare Töne!" flüsterte er.

„So wunderbar schön wie die Nachtigall, die sie hervorbringt!" antwortete der junge Fürst mit einem Ausdrucke, der deutlich seine leidenschaftliche Liebe zu Aurelien verrieth.

Mit großem Wohlgefallen beobachtete er den Freund, der entzückt lauschte.

Nach einigen Minuten verhauchte der Gesang leise und geheimnißvoll, er schien sich in dem Dufte der Blumen verloren zu haben. Der Gesang der Vögel in den Zweigen der Akazien begann wieder, es war den beiden Freunden, als ob er bis jetzt geschwiegen hätte.

„So denke ich mir den Gesang des indischen Vogels, des Bengali!" flüsterte der berauschte Wolfgang. „Was lag in den Tönen, die wir so eben vernommen! Die Sängerin überließ sich ganz

ihren eigenen Gefühlen, sie sprach den Drang ihres Herzens aus und strebte nicht nach dem Wohlgefallen Anderer, denn auf Zuhörer hat sie sicher nicht gerechnet. Das ist wahre Leidenschaft, das ist wahre Empfindung! Sie hat ihren Schmerz, ihre Freude in Tönen ausgehaucht."

Karl zog den Freund mit sich fort, und eine Minute später traten beide leise in das Zimmer. Die Sängerin saß vor dem Klavier, und sah träumend auf die Tastatur desselben. Wolfgang erkannte auf den ersten Blick das reizende Gesicht jener Bäuerin wieder, die er unter der Buche vor der Mühle gesehen hatte. Heute war Aurelie einfach in Weiß gekleidet. Sie trug ein faltenreiches Kleid von Mousselin, das durch einen Perlengürtel in der schlanken Taille zusammengehalten ward. Das dunkele Haar fiel in schweren Locken auf den Schnee der runden Schultern herab. Geschmeide hatte sie nicht angelegt.

Bei dem Geräusche, das die Eintretenden verursachten, fuhr sie überrascht empor. Ihr Erstaunen läßt sich denken, als sie den Geliebten in Begleitung eines andern Mannes sah. Auf den Gruß der Freunde dankte sie durch eine stumme, graziöse

Verneigung. Karl flog ihr entgegen, und drückte entzückt einen Kuß auf ihre Alabasterstirn.

„Aurelie, hier bringe ich Dir meinen Freund, der mein Glück kennen lernen soll. Jetzt vereinigt dieser Raum alles, was mir als Menschen auf der Erde lieb und theuer ist. Nun kann ich den Fürsten auf Stunden vergessen, und mich der Liebe und Freundschaft erfreuen."

Er ergriff Wolfgangs Hand, und führte ihn Aurelien zu.

Die Röthe der Verwirrung erschien auf ihrem Gesichte, als sie den schönen jungen Mann, den Freund eines Fürsten, anblickte. Sie erkannte sofort denselben wieder, den sie bei Gelegenheit ihres unglücklichen Spazierritts zum ersten Male gesehen hatte.

Den Dichter ergriff ein leises Beben, als er daran dachte, daß er, ohne es zu wollen, das Leben derjenigen in Gefahr gebracht hatte, die seinem großmüthigen Freunde so theuer war. Er beherrschte seine Gefühle, und beschloß von dem Vorfalle zu schweigen, wenn Aurelie nicht selbst das Gespräch darauf hinleiten würde.

Die drei Personen nahmen auf Sesseln Platz, und es begann nun eine Unterhaltung, in der die Geliebte des Fürsten ihren liebenswürdigen Charakter und ihren geistigen Reichthum zeigen konnte. Man sprach von dem Gesange, den die Freunde belauscht hatten.

„Es ist eine Arie aus Gluck's Iphigenie," antwortete Aurelie. „Unwillkührlich ward ich dazu getrieben, sie zu singen. Die Compositionen des großen Meisters regen die tiefsten Empfindungen der Seele an, sie begreifen, wie eine reiche Erinnerung, die verschiedenartigsten Poesien. Bald schildern sie die frischen und seligen Eindrücke der ersten Liebe, bald singen sie von Vaterland und Kindheit. Gluck's Töne versetzten mich heute in eine phantastische, unaussprechliche Träumerei der heiligsten Melancholie. Kindheit, Vaterland, Ruhm, Liebe — die ganze Vergangenheit und Gegenwart zog wie ein wunderbares Chaos ernst und wehmüthig meinem Geiste vorüber. Es giebt Stunden, in denen man sich ernster Gedanken, ernster Betrachtungen nicht erwehren kann. Mir ist die Musik stets wie ein Geheimniß zwischen meiner Seele und dem Himmel erschienen, und heute erst ist mir das Gött-

liche dieser Kunst völlig klar geworden. Es läßt sich nicht begreifen, nur empfinden."

„Die Stunden, Aurelie, von denen Du sprichst, können nur einem Tage angehören, wie dem heutigen," sagte Karl nach einer Pause.

„Wie?" fragte sie verwundert.

„Der Geburtstag fordert zum Nachdenken auf, und der Deinige — —"

„Wer hat diese Indiscretion begangen?" fuhr Aurelie in wahrhaft kindlicher Entrüstung auf.

„Kein anderer als Dein Lied!" sagte lächelnd der Fürst. „Wir haben Dich verstanden, Aurelie, und Du darfst nicht leugnen. Empfange meinen innigsten Glückwunsch!" rief er aus, indem er das erröthende Mädchen in seine Arme schloß. „Und nicht wahr," fügte er enthusiastisch hinzu, „ein schöneres Geburtstagsgeschenk konnte ich Dir nicht machen, als den Freund, den ich Dir heute zuführte. Du kennst nun das Wesen, mit dem Du mein Herz theilst."

Wolfgang zog Aurelien's Hand an seine Lippen.

„Ich würde eifersüchtig sein," sagte er lächelnd, „wenn ich nicht wüßte, daß die Liebe die Freundschaft nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern erhöht.

Beide sind Schwestern, die sich gegenseitig opfern; sie gehören als die bevorzugten Lieblingskinder einer Mutter an — der reinen Seele."

Die Kammerfrau trat ein, und meldete, daß die Mittagstafel servirt sei.

„Das materielle Leben reklamirt seine Rechte!' rief Karl, der sich in der heitersten Laune von der Welt befand. „Unsere freundliche Wirthin wird uns sicher zu Tische laden."

„Die arme Wirthin!" seufzte Aurelie. „Sie ist so wenig vorbereitet, Gäste zu empfangen, daß sie verzweifeln möchte."

„Deinen Arm, mein Kind! Wenn Deine Tafel nicht ausreicht, so ist es meine Pflicht, daß ich sorge. Ich usurpire mir heute das Recht, in diesen Räumen den Wirth zu machen."

Sie traten auf den Corridor hinaus. Ein alter Diener ging voran und öffnete die Thüren, die das neue Haus mit dem alten Schlosse verbanden. So durchschritt man einige Zimmer, bis man in einen freundlichen Saal gelangte. Ein würziger Blumenduft quoll den Eintretenden entgegen. Kränze und Guirlanden, von der Hand Marien's und Valentin's gewunden, schmückten die

Wände. In der Mitte des kühlen, duftigen Raums stand eine für drei Personen gedeckte Tafel. Die Anordnung der Letztern war von dem Fürsten ausgegangen, der Tags zuvor einen Boten an Vater Beck abgesendet hatte. Daß Aurelien's Geburtstag sei, hatte er, wie der Leser weiß, aus dem Gespräche zwischen Marie und dem alten Gärtner erfahren.

Man setzte sich zu Tische. Nach der Tafel, die heitere Gespräche gewürzt hatten, wurde ein Spazierritt in Vorschlag gebracht. Aurelie, die gern einwilligte, entfernte sich, um Toilette zu machen. Die beiden Freunde blieben allein in dem Saale.

„Wie gefällt Dir Aurelie, Wolfgang?"

„Sie ist ein Engel, ganz würdig der Liebe meines hohen Freundes."

„Und ich muß Dir bekennen, daß ich ganz glücklich wäre, wenn ich ihr noch lange Zeit zwanglos angehören könnte."

„Was hindert Dich daran?"

„Meine Mutter dringt darauf, mich zu verheirathen."

„Hast Du schon eine Wahl getroffen?"

„O, die armen Fürsten, die über Land und Leute regieren!" rief Karl ironisch. „Haben sie denn eine Wahl? Die Familie bestimmt, und die Heirath ist abgeschlossen. Sieh' Freund, dies macht mir Kummer, so oft ich Aurelie, die sich mir mit vollem Herzen hingiebt, an meine Brust drücke."

„Aurelie besitzt Geist genug, um ihre Stellung zu begreifen. Ich fürchte nicht, daß ihre Neigung sich verringert, so lange Du ihr die Deinige erhältst. Doch, Karl, warum trübst Du Dir durch solche Gedanken den heitern Tag? Die Gegenwart gehört uns — die Zukunft müssen wir erst erringen. Wo und wie lerntest Du Aurelien kennen?" fragte Wolfgang, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

„Ich sah sie zuerst in Paris als Iphigenie in Gluck's Oper. Die deutsche Künstlerin übte auf mich einen Eindruck aus, den ich Dir nicht beschreiben kann. Meine Verhältnisse in der französischen Hauptstadt erlaubten mir nicht, mich der Landsmännin, die man bei jedem Erscheinen auf der Bühne mit Kränzen und Blumen überschüttete, zu nahen, ich mußte mich begnügen, sie aus der Ferne zu bewundern. Damit Du ganz meine Pein,

die mir durch die Nähe eines überwachenden Hofmeisters auferlegt ward, begreifst, muß ich Dir sagen, daß ich Aurelie schon früher in Berlin kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Man fürchtete ein ernstes Verhältniß, und die junge Sängerin, die ihre Künstlerlaufbahn kaum begonnen, ward durch den Einfluß von hier aus entfernt. In Paris also sah ich sie als eine vollendete Künstlerin wieder, und die alte Neigung erwachte mit neuer Glut. Meiner Umgebung entging dies nicht. Wir brachen von Paris auf, und machten eine Reise durch die Schweiz. Der Anblick des gewaltigen Berglandes zerstreute mich zwar, aber meine Gedanken blieben bei ihr, und ich muß bekennen, daß ich mit dem peinlichen Gefühle der Eifersucht an sie dachte, da ich sie als die gefeierte Königin in Paris, dem gefährlichen Orte aller Leidenschaften, wußte. So steigerte sich meine Neigung von Tag zu Tage, und ich erreichte Frankfurt in einer Stimmung, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Man suchte mir Zerstreuung zu bereiten, und ich selbst trachtete danach. Das Herz ist nie mehr zur Poesie geneigt, als wenn es liebt. Ich hatte auf der Reise Dein Buch gelesen, das von aller Welt mit Gier ver-

schlungen ward — ach, Freund, ich verhehle es nicht, daß jene Lectüre meine Sehnsucht nach Aurelien erhöhte, und daß wiederum meine Empfänglichkeit für Dein Werk eine Folge meiner Gemüthsstimmung war. Ich fühlte es mehr, als daß ich es verstand. Da lernte ich den Dichter kennen, und ich schloß mit Dir den Bund, der mich so hoch beglückt. Du siehst, wie unser Geschick durch eine gegenseitige Wechselwirkung hervorgebracht ist. Zugleich kündigte man in Frankfurt Gluck's Oper an, und wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als ich Aurelien Abends auf der Bühne erblicke. Mein dominirender Hofmeister hatte mich verlassen, er war schon früher, Familienverhältnisse wegen, in die Heimath zurückgekehrt. Ich benutzte die mir gewordene Freiheit, und besuchte nach der Oper die gefeierte Sängerin. So verflossen mir acht Tage des höchsten Glücks in der herrlichen Mainstadt. Ich pflog Umgang mit dem genialen Dichter und mit der liebenswürdigen Künstlerin; doch mußte ich letztern geheim halten, und selbst Aurelie durfte meinen Stand nicht kennen, da sie in mir den armen verabschiedeten Gardeofficier liebte. Wie zeigte sich unter diesen Verhältnissen ihr schönes,

reiches Gemüth! Hatte ich sie bisher als Künstlerin bewundert, so sollte ich sie auch jetzt als ein vortreffliches Mädchen schätzen lernen."

„Eines Abends besuchte ich sie in dem Hotel, das sie bewohnte. Auf der Treppe begegnete mir ein großer, stattlicher Mann, der mich mit zweideutigen Blicken betrachtete. Aurelie flog mir entgegen, als ich eintrat."

„Ist Dir ein Mann begegnet? fragte sie."

„Ja."

„Erräthst Du wohl, wer er ist?"

„Nein!"

„Der Director der großen Oper von Paris."

„Was will er?"

„Er ist mir nachgereis't, um mir die glänzendsten Anträge zu machen."

„Und Du hast sie angenommen?"

„Unter Bedingungen."

„Welchen?"

„Die von Dir abhangen."

„Von mir?"

„Was bietet mir Paris für Freuden, wenn Du nicht bei mir bist? rief sie an meinem Halse."

„Aurelie, ich kann Dich nicht begleiten!"

„Was hält Dich ab? fragte sie traurig und bestürzt.“

„Bedenke meine Stellung.“

„Das ist kein Grund! rief sie eifrig. Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst —“

„Und ich wiederhole es!“

„Dann ist es Deine Pflicht, daß Du alle Triumphe, alle meine Errungenschaften der Kunst mit mir theilst.“

„Aurelie, Du bist zu voreilig.“

„Ist das die Glut Deiner Leidenschaft, die Du mir geschildert? fragte sie mit einem reizenden Schmollen. Muß ich Dir den Antrag machen, den ich von Dir erwarte?“

„Ich bin ohne Vermögen, Aurelie.“

„Danach fragt die Liebe nicht. Ich bringe Dir eine Mitgift in meiner Kunst, die uns gestattet, ein sorgenfreies Leben zu führen.“

„Aurelie! rief ich hingerissen.“

„Jetzt weißt Du Alles, Karl; nun entscheide, was ich dem Director antworten soll.“

„Sie sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an, indem sie meine beiden Hände in den ihrigen hielt. Gerührt drückte ich das herrliche

Mädchen an meine Brust. Ich fühlte, daß ich mich nicht von ihr trennen konnte, und eine Verbindung, wie sie mir vorschlug und wie ich selbst sie wünschte, durfte und konnte ich nicht eingehen. Aber das schwebte mir deutlich vor, daß ich mir das herrliche Mädchen erhalten mußte. Es wäre eine Kränkung gewesen, wenn ich ihr in diesem Augenblicke hätte meinen Stand entdecken wollen. Ich nahm zu einer List meine Zuflucht, welche die Liebe entschuldigen mag."

„Aurelie, sagte ich ernst, Verhältnisse zwingen mich, Dir noch eine Zeit lang das zu bleiben, was ich bin. Ich habe eine Familie, der ich Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig bin. Aber sage dem Operndirector, daß Du in Deutschland bleibst, und vertraue Deinem Karl, der Dich nie verlassen wird."

„Weinend sank sie an meine Brust und flüsterte:"

„Du willst es, so bleibe ich denn in Deutschland."

„Denselben Abend noch schrieb ich dem Operndirector Aurelien's Entschluß. Sie versprach mir

in Frankfurt zu bleiben und eine Correspondence mit mir zu unterhalten. Am nächsten Morgen reis'te ich ab. Aurelien's Briefe, die nun regelmäßig unter einer fingirten Adresse und durch die Hand meines vertrauten Kammerdieners an mich gelangten, trugen dazu bei, meine Liebe stets rege zu erhalten. Wie rührend schilderte sie mir ihren Seelenzustand, welche treue Ergebung sprach aus jeder Zeile. Du kannst Dir denken, daß meine Antwort stets in demselben Sinne abgefaßt war."

„So kam die Zeit heran, daß ich selbstständig wurde. Ohne die mir durch den Regierungsantritt auferlegten Pflichten zu vernachlässigen, hing ich dem Zuge meines Herzens nach. Aureliens Briefe waren seit einiger Zeit so schwermüthig geworden, und ich selbst befand mich in einer so seltsamen Stimmung, daß ich in einer Anwandlung — ich kann wohl sagen von Ueberdruß und Verzweiflung, den Entschluß faßte, mich mit dem Gegenstande meiner Liebe zu vereinigen. Mit welchem Feuer nahm Aurelie den Vorschlag an, den Sommer in meiner Nähe auf einem Landgute zuzubringen, das meiner Familie angehörte. Hier wollte ich sie mit allen Verhältnissen genau bekannt machen, und es

dann ihrer Entscheidung überlassen, was sie ferner beginnen wollte. Daß sie eine Trennung herbeiführen würde, zog ich in Zweifel, denn ich kannte ihre aufrichtige Liebe, zugleich aber bauete ich auch auf ihren Geist, der sich über die Vorurtheile der Welt hinwegsetzen würde. Dieses einsame Schloß das in der Abwesenheit meiner Mutter nicht besucht wird, ließ ich zu ihrem Empfange einrichten. Meinen Wagen sandte ich ihr drei Poststationen entgegen. An einem schönen Frühlingsabende kam sie heimlich und still an. Vater Beck hatte die nicht nothwendig erforderlichen Leute entlassen müssen, damit mein süßes Geheimniß nur von wenig Menschen gekannt wurde. Außerdem hatte ich den Domestiken auch Auftrag ertheilt, mich so lange der jungen Dame als einen Gutsbesitzer auszugeben, bis ich selbst aus meinem Incognito heraustreten würde."

„Aurelie kam also an," fuhr der junge Fürst fort, der sich jener Zeit mit großer Vorliebe zu erinnern schien. „Kaum hatte sie den Wagen verlassen, als sie zum größten Erstaunen der umstehenden Domestiken an meinen Hals flog, und die Freude des Wiedersehens in heißen Thränen ausweinte. Ich kann wohl sagen, daß ich sie auf meinen

Armen in das Zimmer getragen habe, um die Scene den Blicken der Zuschauer zu entziehen."

„Die ersten Tage nach ihrer Ankunft waren Tage der Freude und des Glücks, und hätte mir nicht vor den Eröffnungen gebangt, die ich, um sie dem Zufalle nicht zu überlassen, nothgedrungen selbst machen mußte, mir wäre nichts zu wünschen übrig geblieben, denn auch der Freund war meiner Einladung gefolgt, und nach meiner Residenz gekommen."

„Eines Abends —"

Der Erzähler ward unterbrochen, denn Aurelie, in einem reizenden Reitanzuge, trat ein. Das Haupt schmückte ein runder Hut, dessen grüner Spitzenschleier über den Rücken herabwallte. Das Kleid von schwarzem Sammt schloß den zarten, üppigen Oberkörper züchtig ein, die herrlichen Formen desselben genau abzeichnend. Die schlanke, elastische Taille, zart bis zum Umspannen, umgab ein aus schwarzem Schmelz künstlich gefertigter Gürtel. Die kleinen Hände waren mit weißen Reithandschuhen, und die Füßchen mit glänzenden Saffianstiefeln bekleidet. Mit der linken Hand hielt sie die lange, schwere Schleppe des Kleides, mit der rechten schwang sie keck eine zierliche Reitgerte.

Die junge Sängerin bot einen reizenden Anblick dar.

„Da bin ich!" rief sie in kindlichem Uebermuthe. „Verzeihung, Ihr Herren, wenn ich ein wenig auf mich warten ließ."

„Wir sind hinlänglich dafür entschädigt," rief der entzückte Fürst, der seine Geliebte heute zum ersten Male in diesem Costüme sah. „Du hast eine elegante Toilette gemacht."

„Ich glaube nicht genug thun zu können, um meinem lieben Freunde zu gefallen."

Die Pferde wurden vorgeführt.

Mit Hülfe ihres Geliebten bestieg Aurelie ihre Mirza, die seit dem ersten Spazierritte den Stall nicht verlassen hatte. Das schlanke, muthige Thier machte einige kecke Seitensprünge, als es die leichte Last seiner Reiterin auf dem Rücken fühlte. Die beiden Männer nahmen die Dame in die Mitte, und sprengten zu einem der Seitenthore hinaus. Nach wenigen Minuten waren sie in dem nahen Thale verschwunden.

Marie und Valentin sahen ihnen nach.

„Ach, wäre ich doch auch eine vornehme Dame!" seufzte das junge Mädchen.

„Schon wieder muß ich diesen Wunsch hören!" rief unwillig der Gärtner.

„Kränkt er Dich?" fragte sie lächelnd.

„Nun ja! Mir kommt es immer vor, als ob Du mit Deinem künftigen Manne nicht zufrieden wärst."

„Nein, das liegt nicht darin, Valentin."

„Was denn anders? Du willst eine vornehme Dame sein, um mit vornehmen Herren umgehen zu können."

„Valentin, ich verzeihe diese Beleidigung Deiner Eifersucht, die mir aus dem Grunde lieb ist, weil ich sehe, daß Du mich nicht gern verlieren willst. Und nun will ich Dir auch sagen, daß ich dennoch keinen andern Mann als Dich möchte, auch wenn ich eine Prinzessin wäre. Aber Deine großen Augen möchte ich sehen, wenn ich einmal in schönen Stadtkleidern vor Dich träte."

Der Gärtner lächelte mit großer Selbstgefälligkeit.

„Du würdest eben so schön aussehen wie Fräulein Aurelie, und vielleicht noch schöner. Das Sprichwort sagt, Kleider machen Leute, und das

ist wahr. Als das Fräulein Dein Mieder und Deinen Rock trug, hat sie mir weniger gefallen —"

„Also die Stadtkleider machen noch schöner?"

„Und aus diesem Grunde, Marie, möchte ich Dich einmal in des Fräuleins Kleidern sehen."

„Das wäre ein köstlicher Spaß!" rief sie lachend.

„Du solltest es einmal versuchen. Die Herrschaften haben das Abendessen um acht Uhr bestellt — sie haben also die Absicht, bis dahin auszubleiben. Nun, was wäre da weiter? Das Fräulein hat keinen Anstand genommen, Deine Kleider anzulegen —"

„Aber wenn sie es erführe?" fragte Marie, aus deren Augen die Freude strahlte.

„Dann wird sie darüber lachen. Sie ist ja Deine Freundin."

„Du meinst also, sie kommen erst spät zurück?"

„Ohne Zweifel."

„Gut; die Kammerfrau hat heute wieder ihren Kopfschmerz, sie hat sich zu Bett gelegt, und ich soll die Zimmer ordnen — ich will einmal ein seidenes Kleid versuchen."

In diesem Augenblicke ließ sich Vater Beck's Stimme hören.

„Valentin!“

„Hier!“

„Begieße die Blumen in dem Gewächshause!“

„Bin schon dabei!“

„Geh, Valentin, wir dürfen den Alten nicht reizen!“ flüsterte Marie. „Wenn Du fertig bist mit Deiner Arbeit, komm an das Fenster des kleinen Saals, Du wirst mich als vornehme Dame sehen.“

Nach einem flüchtigen Kusse trennten sich die jungen Leute. Valentin lief zu dem Gewächshause; Marie ging noch einmal zu Vater Beck, um ihm zu sagen, daß sie in der herrschaftlichen Wohnung den Dienst versehen müsse.

Fünftes Kapitel.

Eine Stunde später hatte Marie ihre Arbeit vollbracht. Die Möbel in den Zimmern Aurelien's waren von Staub gesäubert, die Blumen getränkt, und die zerstreut liegenden kleinen Gegenstände an Ort und Stelle gebracht. Jetzt ging sie, um der Kammerfrau einen Besuch abzustatten, deren Leiden sich dergestalt verschlimmert hatte, daß sie Marien bat, der jungen Herrin Anzeige davon zu machen, und für heute ihren Dienst zu übernehmen. Marie versprach es, versorgte die Kranke mit Thee und Limonade, und begab sich dann auf ihren Posten.

In den eleganten Zimmern herrschte bereits Dämmerung, denn die vor den Fenstern webenden Ranken und Blumen gestatteten dem milden Abendlichte nur wenig Eingang. Die Uhr in dem Boudoir summte sieben, als es Marie betrat.

„Die Herrschaft bleibt noch eine Stunde aus," flüsterte sie. „Was beginne ich bis dahin?"

Und dabei richteten sich ihre sehnsüchtigen Blicke nach dem Kleidersecretär, dessen Thür halb geöffnet war. Seidene und Mousseline-Kleider von allen Farben, Mantillen und Shawl's schimmerten ihr verlockend entgegen.

Es giebt wohl kein junges Mädchen, das so wenig Eitelkeit besitzt, einer Verlockung dieser Art widerstehen zu können. Wenn ihnen nichts weiter möglich ist, so überlassen sie sich der Lust des Anschauens. Der von Valentin angeregte Gedanke erwachte in Marien von Neuem, und alle Umstände vereinigten sich, um die Ausführung desselben zu begünstigen. Der Koch und sein Gehülfe war in der entfernten Küche mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt. Die Kammerfrau lag krank im Bette, Vater Beck machte seinen Inspectionsgang durch den Park, und — der Kleiderschrank war offen.

„Ich will es wagen!" dachte sie. „In einer Viertelstunde ist alles geschehen, und ich weiß, wie mir ein seidenes Kleid steht. Warum mir nur das Herz so klopft, ich begehe doch kein Verbrechen?

Ach, es ist doch schön, wenn man vor seinen Schrank treten, und Kleider nach Belieben auswählen kann."

Wie von einem Magnete angezogen, stand sie vor dem Secretair, ohne daß sie recht wußte, wie sie dorthin gekommen war. Sie streckte die Hand aus, und ergriff ein Kleid von hellblauer Seide. Die Berührung desselben wirkte elektrisch auf das junge Mädchen. Mit der unwiderstehlichen Lust, es zu prüfen, war auch der Muth erwacht.

„Sie hat ja mein Mieder, meinen Hut und meinen Rock auch getragen! führte sie sich zur Entschuldigung an. Wenn sie mich überrascht, wird sie höchstens lachen, und mir das Kleid vielleicht schenken."

In der nächsten Minute hatte die niedliche Gärtnerin sich von dem Mieder und dem wollenen Rocke befreit; sie stand in ihren schneeweißen Unterkleidern da. Obgleich das Schnürleibchen nur nachlässig angezogen war, so zeichnete es dennoch die reizendste Mädchenbüste ab, die es geben kann. Marie war elegant wie eine Hofdame gewachsen. Hals und Schultern, die stets züchtig bedeckt gewesen, glänzten wie Elfenbein, und die vollen runden

Arme, kaum zur Hälfte von den schneeweißen Hemdärmeln verhüllt, zeigten sich in reizender Vollendung.

Da sie durch die Bedienung Aurelien's die kleinen Toilettenkünste kennen gelernt hatte, wußte sie mit den modischen Stadtkleidern gut umzugehen. Nach zwei Minuten war Marie in Seide gekleidet. Die kostbare Robe paßte ihr, als ob sie ein Pariser Künstler für sie gefertigt hätte. Wie zart und elegant erschien jetzt die Bäuerin! Wie schmächtig war die Taille, wie üppig quollen die runden Schultern und der volle Busen aus dem zarten Seidenstoffe hervor. Wie rauschte das faltenreiche Gewand bei jeder Bewegung!

Marie hätte laut aufjauchzen mögen, als sie ihre Gestalt in dem dämmernden Spiegel sah.

„Nun will ich auch den Kopfputz vollenden!" flüsterte sie. „In jenem Kasten liegen die Häubchen, die Fräulein Aurelie von Paris mitgebracht hat, wie sie mir sagte — ich bin neugierig, wie sie mir stehen werden."

Mit vor Aufregung bebenden Händen öffnete sie eine Kommode, holte ein Häubchen hervor, trat vor den Spiegel zurück, und setzte den zarten Blonden-

schmuck auf ihr dunkles Haar. Breite rothe Atlasbänder hingen über die Schultern herab.

„Jetzt soll man sagen, daß ich ein einfaches Landmädchen bin!“ dachte sie mit Stolz. „Valentin hat Recht, Kleider machen Leute. Es ist gar nicht so schwer, eine vornehme Dame zu spielen, wenn man nur die Mittel dazu besitzt. Ach, dieses Kleid möchte ich wohl haben!“

In diesem Augenblicke ward ein Kopf an dem Fenster sichtbar.

„Da ist Valentin!“ flüsterte Marie, die ihn gleich bemerkt hatte. „Ob er mich wohl erkennt.“

Sie ergriff ein Buch, that, als ob sie darin läse, und ging langsam im Zimmer auf und ab, wie sie es oft von Aurelien gesehen hatte. Den Lauscher am Fenster bemerkte sie nicht.

Valentin schien in der That nicht zu wissen, wofür er die Dame im Zimmer halten sollte. Er hatte beide Arme auf das Fenstergesimse gestützt, und starrte mit großen, verwunderungsvollen Augen in das dämmernde Gemach. Mit zurückgebogenem Kopfe und stolzen Mienen setzte Marie ruhig ihren Spaziergang fort. Sie hatte Mühe, das Lachen zu verbergen.

„Das ist doch zu toll!" flüsterte der Gärtner. „Ich weiß, daß das Fräulein noch nicht zurückgekehrt ist, und hier sehe ich sie ganz deutlich vor mir. Das kann Marie nicht sein. Wenn es nur nicht schon so dunkel wäre."

Eine Pause trat ein. Man hörte nichts als das Rauschen des seidnen Kleides auf dem weichen Teppich, der den Boden bedeckte.

„Sie muß es sein!" dachte Valentin.

Er räusperte sich.

Marie stellte sich, als ob sie es nicht hörte.

Valentin hustete, um sich bemerkbar zu machen.

Die Spaziergängerin hörte es nicht.

„Marie!" rief leise der Gärtner.

Keine Antwort. Ein zweites, lauteres Rufen blieb ebenfalls ohne Erfolg.

„Sie will mich necken, das ist klar! Warte, Spitzbübin, das sollst Du büßen. Ich werde eine kleine Rache dafür üben, daß sie mich so auf die Folter spannt. Du sollst Dich gleich zu erkennen geben."

Nach einer Pause rief er:

„Die Herrschaft kommt!"

Ein lauter Schreckensschrei ertönte in dem

Zimmer. Marien's Händen entsank das Buch, und am ganzen Körper zitternd blieb sie neben dem Tische stehen.

„Mein Gott, was soll ich beginnen?" rief sie aus. „Ist das Fräulein schon im Hause, lieber Valentin?"

„Ah, jetzt giebst Du Dich zu erkennen, das Mittel hat gewirkt!" rief lachend der Gärtner. „Es ist nichts, sei nur ruhig, Marie. Die Reiter können nicht eher herein, bis ich das Thor öffne. Also Du bist es wirklich?" fragte er, indem er sich emporschwang und auf die Fensterbrüstung setzte.

„Wie Du mich erschreckt hast!" sagte sie aufathmend.

„Daran trägst Du selbst die Schuld, warum hast Du Dich nicht zu erkennen gegeben."

Sie trat dem Fenster näher.

„Bin ich denn wirklich so verändert?" fragte sie neugierig.

„Du gleichst auf ein Haar dem Fräulein. Deine Manieren sind genau so wie die ihrigen. Ach, es ist wahr," fügte er sie betrachtend hinzu, „Du könntest eine Hofdame vorstellen."

„Wahrhaftig?"

„Der Fürst selbst würde Dich von seiner Geliebten nicht unterscheiden können. Höre, Marie, ich möchte Dich in dem seidenen Kleide wohl einmal umarmen."

„Um des Himmelswillen nicht!"

„Warum?"

„Deine Zärtlichkeiten sind so ungestüm, daß Du das feine Kleid zerreißen würdest. Gedulde Dich noch einige Augenblicke, und ich bin wieder umgekleidet."

„Das geht nicht, Marie; ich muß Dich umarmen. Die Gelegenheit, eine schöne Stadtdame zu umarmen und zu küssen, wird mir nicht zum zweiten Male geboten werden."

„Das Gärtnermädchen ist Dir wohl nicht mehr gut genug?"

„Ach, Du bleibst ja doch dieselbe."

„Geh' vom Fenster, ich will mich umkleiden."

„Nein!"

„Ich ziehe den Vorhang zu."

„Probire es. Erst einen Kuß, dann gehe ich ab!" forderte Valentin, der das reizende Kind fast mit den Blicken verschlang.

„Das wollen wir sehen!“ rief die ungeduldige Marie. „Wenn Du nicht gehst, gehe ich!“

„Das wollen wir auch einmal sehen!“

Kaum hatte Valentin diese Worte gesprochen, als er mit einem Satze in das Zimmer sprang, der davoneilenden Marie nachlief, und sie in seine Arme schloß.

„Nun gehe, wenn Du kannst.“

„Ungestümer Mensch!“ rief das sich sträubende Mädchen. „Greift man so eine Dame an?“

Er hielt sie bei beiden Händen fest.

„Sieh, Marie, in einem solchen Kleide führe ich Dich als meine Braut zur Kirche. Von jetzt an will ich sparen, daß ich die Summe sammle, die zum Ankaufe nöthig ist. Ach, wie prächtig Du aussiehst!“ Und er betastete mit beiden Händen die schlanke Taille des Mädchens. Dann sah er ihr in das blühende Gesicht, das durch das feine weiße Häubchen einen unendlichen Reiz erhalten hatte.

„Nun, was meinst Du, Valentin, wenn ich wirklich eine Hofdame wäre?“

„Dann wünschte ich ein Hofherr zu sein.“

Marie setzte sich in den Polster, und bog nachlässig den Kopf zurück.

Valentin setzte sich auf eine Fußbank, und legte seinen Kopf in ihren Schooß.

„Du bist Fräulein Aurelie, ich bin der Fürst," sagte er. „So sah ich sie beide einmal hier sitzen."

„Du?"

„Kein anderer. Es war im Frühjahr, einige Tage nach der Ankunft des Fräuleins."

„Wie hast Du denn in das Zimmer sehen können?"

„Ich stand draußen auf der Leiter, und schnitt die Weinreben. Die Roleaux waren zwar herabgelassen, aber ich konnte oben über die Rolle hinwegsehen. Erschreckt stand ich still, und ließ die Arbeit ruhen. Da hörte ich, daß Aurelie sagte: Du bist nicht arm? Du bist ein regierender Fürst? — Ja, sagte er, ich bin zwar ein Fürst, aber auch Dein Unterthan, denn Du beherrschest alle meine Sinne und mein Herz. Mehr konnte ich nicht verstehen, denn ich fiel von der Leiter herab auf das Blumenbeet."

„Das war die Strafe für Deine Neugierde!" rief Marie lachend.

„Es konnte ein böser Fall werden."

„Sei froh, daß Du so davongekommen bist."

„Du hättest wohl lieber gesehen, ich hätte den Hals gebrochen?"

„Nein, ein Mann ohne Kopf ist ein abscheuliches Ding; aber wenn es Durchlaucht gesehen, so hätte Dich Vater Beck ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Dienste jagen müssen."

„Das wäre eine große Ungerechtigkeit gewesen," meinte Valentin.

„Man muß sich ein wenig in Acht nehmen, mit großen Herren ist nicht gut zu spaßen. Mache es, wie ich."

„Nun, wie hast Du es denn gemacht?"

„Es ist noch nicht so lange her, da saß ich an der großen Geißblattlaube und pflückte Erdbeeren für die Tafel. Plötzlich hörte ich rasche Schritte. Ich konnte zwar nichts sehen, aber deutlich hörte ich das Fräulein sagen: Du hast mich nie geliebt, Karl, sonst würdest Du mir den Vorwurf nicht machen. Ich bitte Dich dringend, gestatte mir, daß ich reisen darf! — Du bleibst hier Gefangene!

rief Karl. Nun ward das Gespräch so eifrig, daß ich schließen mußte, es war ein Zank. Leise nahm ich meinen Korb, und schlich mich davon."

„Sollten sich denn so vornehme Leute zanken?"

„Liebesleute, sie mögen einem Stande angehören welchem sie wollen, zanken sich und vertragen sich wieder. Gerade wie wir. Und immer trägt der Mann die Schuld."

„Natürlich, die Frau hat stets Recht."

„Das giebst Du doch zu?"

„Ja!" antwortete Valentin ironisch.

„Nun, das mochte auch wohl Durchlaucht eingesehen haben, denn eine Viertelstunde führte sie das Fräulein zärtlich durch den Park und pflückte ihr mit eigener Hand Blumen."

„Höre, Marie, ich wollte Dich noch um etwas fragen."

„Was ist's?"

„Das Fräulein und der gnädige Herr lieben sich —"

„Das ist klar."

„Gerade wie wir. Wir wollen uns heirathen. Werden sie sich denn — —"

Die Hufschläge eines vor dem Hause vorbei-

galoppirenden Pferdes hinderten Valentin, den Satz zu vollenden. Marie sprang erschreckt auf.

„Was ist das?"

„Ich weiß es nicht."

„Gerechter Gott, wer anders sollte es wagen, durch den Park zu reiten?"

„Sie müßten durch das Wiesenthor gekommen sein —"

„Geh, sieh' nach — ich will mich umkleiden."

In diesem Augenblicke hörte man draußen Aureliens Stimme rufen:

„Nehmen Sie das Pferd, Vater Beck, Valentin wird wohl gleich kommen. Danke! Wo ist die Kammerfrau?"

„Sie ist krank, wie mir Marie sagte," antwortete Vater Beck.

„Die Arme!"

Marie war so erschreckt, daß sie die Besinnung verloren zu haben schien. Sie wollte das seidene Kleid abwerfen, aber die zitternden Hände versagten ihr den Dienst. Da hörte man Aurelien in den kleinen Saal treten, der an das Boudoir grenzte. Es gab keinen andern Ausgang als den durch den Saal.

„Ich gehe hin, woher ich gekommen bin!" rief der bestürzte Valentin, der fürchtete, im Betretungsfalle aus dem Dienste gejagt zu werden. „Verbirg Dich, Marie, bis Du eine Gelegenheit zum Entwischen findest."

Ohne zu antworten schlüpfte Marie in den Alkoven, der von dem Boudoir durch einen Vorhang geschieden ward. Valentin, der mehr auf seine eigene Sicherheit als die seines Mädchens bedacht war, sprang behend durch das Fenster in den Garten.

Kaum war der Gärtner verschwunden, als Aurelie das Gemach betrat, das jetzt ziemlich finster war. Sie zündete eine Kerze an, wobei sie flüsterte:

„Ich werde keine Zeit verlieren, andere Kleider anzulegen. Wenn Karl kommt, soll er mich umgekleidet im Garten treffen. O, über die Männer," rief sie aus, „sie halten sich stärker als die Frauen. Wir wollen sehen, wer siegreich aus dem Kampfe hervorgeht."

„Mein Gott," dachte Marie, indem sie sich bebend hinter dem Bette zusammenkauerte, „sie haben sich wieder gezankt, und nun ist sie böser Laune — ich muß mich um jeden Preis so lange

verbergen, bis sie das Zimmer verläßt. Sie will ja in den Garten gehen, wie sie vorhin sagte."

Aurelie hatte ihr Reitkleid abgelegt. Indem sie zu dem Kleidersecretär gehen wollte, bemerkte sie Marien's Mieder und Röckchen auf einem Stuhle. Ueberrascht blieb sie stehen.

„Was ist denn das? Vielleicht hat Marie geglaubt, ich brauche ihre Kleider wieder zu dem Spazierritte -- sie kommen mir trefflich zu Statten — ich will einen Scherz machen. Zugleich kann ich die vielgepriesene Treue meines Geliebten einmal prüfen. Marie ist ihm als ein hübsches Mädchen bekannt."

Ohne Zögern legte sie Mieder und Rock an, und ehe zehn Minuten verflossen waren, stand sie als die reizendste Bäuerin vor dem Spiegel. Um die Täuschung vollständig zu machen, rollte sie die Locken auf, und wand ein helles Tuch um den Kopf, wie es die Bäuerinnen jener Gegend zu tragen pflegten.

Die arme Marie dachte in der Angst weder ihrer zurückgelassenen Kleider, noch gewahrte sie, da sie den Muth nicht hatte zu lauschen, die Metamorphose des Fräuleins.

Kaum hatte Aurelie ihre ländliche Toilette vollendet, als sie das Licht auslöschte und das Boudoir verließ.

„Sie ist in den Saal gegangen!" dachte die Versteckte. „Ich will noch ein wenig warten, dann schleiche ich mich in das Zimmer, und entschlüpfe durch das Fenster."

Mit klopfendem Herzen lauschte Marie. Alles war still. Plötzlich hörte sie draußen das Geräusch von Hufschlägen und Stimmen. Ihr Blut erstarrte, denn nun waren auch die beiden Männer zurückgekehrt.

„Der Weg durch das Fenster ist der sicherste," dachte sie. „Auf dem Corridor könnte man mir begegnen. Bin ich einmal im Garten, so werde ich mein Stübchen schon erreichen."

Nun folgte eine Pause von zehn Minuten.

„Sie gehen spazieren," dachte Marie aufathmend. „Nun will ich aber auch rasch diese fürchterlichen Kleider abwerfen, die wie Feuer auf dem Leibe brennen."

Sie erhob sich, tappte nach dem Vorhange, den sie öffnete, und trat, beide Hände ausgebreitet, in das dunkele Boudoir. Sie erschrak vor dem

Rauschen ihres seidenen Kleides. Da in dem Hause alles still war, überlegte sie einen Augenblick, ob sie den bequemen Weg durch die Thür nicht wählen sollte, zumal da sie fürchten mußte, Aurelien's kostbare Robe zu zerreißen. Zu gleicher Zeit gedachte sie ihrer eigenen Kleider.

„Das Fräulein hat sie übersehen!" dachte sie freudig. „Dort steht der Stuhl, ich werde sie mit mir nehmen."

Doch noch hatte sie das Ziel nicht erreicht, als sich Schritte in dem angrenzenden Saale vernehmen ließen. Marie mußte sich an dem Tische halten, um nicht zu Boden zu sinken. Die Person kam so rasch näher, daß sie es nicht wagen durfte, eine Bewegung auszuführen. Da alles dunkel blieb, zog sie es vor, an dem einmal eingenommenen Orte zu verbleiben. Mit einer fürchterlichen Angst lauschte das arme Mädchen.

Plötzlich hörte sie das Rauschen der Thür, und da durch die Fenster der Schimmer des sternenklaren Abends fiel, konnte sie den Schatten einer männlichen Gestalt bemerken, die leise und vorsichtig eintrat. Die Gestalt blieb einen Augenblick stehen, dann ging sie zu dem Alkoven.

„Man kann mich nicht erkennen," dachte Marie, die nicht ohne Grund den jungen Fürsten vermuthete. „Mag daraus entstehen, was will — ich ergreife die Flucht."

Die Gestalt des Mannes ging tappend dicht an ihr vorüber. Kaum glaubte sie, daß er den Vorhang erreicht haben müsse, als sie mit einem verzweifelten Muthe ihren Platz verließ und entspringen wollte. War es Zufall, oder hatte Karl die Umrisse ihrer Gestalt bemerkt — in dem Augenblicke, als Marie entschlüpfen wollte, ward sie von zwei kräftigen Armen festgehalten.

„Halt, so entkommst Du mir nicht!"

Der junge Fürst war der Meinung, er habe es mit Aurelien, die er längst gesucht, zu thun. Die Bemühungen der Geliebten, sich seinen Umarmungen zu entwinden, hielt er für erklärlich, da er sie während des Spazierritt's durch übermüthige Neckereien erzürnt hatte. Aurelie war leicht erregbar, und um sich zu rächen, hatte sie sich unbemerkt von den beiden Begleitern entfernt, und auf einem Seitenpfade den Rückweg eingeschlagen. Auf diese Weise war sie allein und unbemerkt durch

das Wiesenthor, von dem sie wußte, daß es Valentin stets offen ließ, in den Park gekommen. Um ihrer schelmischen Rache die größte Ausdehnung zu geben, hatte sie, wie wir wissen, die ländlichen Kleider der Gärtnerin angelegt und sich dann in den Garten geflüchtet. Durch diese Metamorphose wollte sie dem Geliebten das Auffinden ihrer Person erschweren. Karl konnte natürlich die junge Dame in dem seidenen Kleide für keine andere halten, als für Aurelien, zumal da er sie in dem verschwiegenen Boudoir traf.

Marie hatte mit Entsetzen den Fürsten erkannt. Die scheue Ehrfurcht vor ihm hielt sie ab, nachdrücklich Widerstand zu leisten, und die jungfräuliche Schaam trieb sie an, sich seinen Nachstellungen in dem dunkeln Zimmer zu entwinden. Die Furcht entdeckt und bestraft zu werden erfüllte sie mit Zittern und Zagen. Aber durfte sie den Fürsten in dem Glauben lassen, daß sie Aurelie sei? Alle diese Gedanken durchkreuzten ihren Kopf, und das arme Mädchen befand sich in der peinlichsten Lage von der Welt. Als der junge Mann ihre schlanke Taille mit dem Arme umschlang, wagte sie keinen andern Widerstand, als den Kopf zur Seite zu

biegen, und sich mit den Händen an einem Möbel zu halten.

„Du böses Mädchen," flüsterte Karl, „Du willst mir zum zweiten Male entfliehen — das wird Dir nicht gelingen. Warum hast Du Dich heimlich von mir entfernt? Warum hast Du mich in so große Besorgniß versetzt?"

Auf diese hastig und zärtlich geflüsterten Worte erfolgte natürlich keine Antwort. Marie verblieb in ihrer Lage und suchte das Gesicht abzuwenden. Karl drückte den elastischen Körper fest an sich und küßte den wogenden Busen. Die innige Berührung der üppigen Formen erregte den jungen Mann, daß seine Zärtlichkeiten mit jedem Augenblicke stürmischer wurden.

„Aurelie, fühlst Du Dich beleidigt?" fragte er stammelnd.

Die Gärtnerin konnte sich eines leisen Schluchzens nicht erwehren; Angst und Verzweiflung brachten sie zum Weinen. Wie gern hätte sie ihren Herrn enttäuscht — aber durfte sie es jetzt noch wagen, nachdem sie so lange geschwiegen, und seine Zärtlichkeiten, wenn auch sträubend, angenommen

hatte? Sie fühlte, daß sie dadurch ihre Schuld noch vergrößert hatte.

„Du weinst? Du weinst?" fragte bewegt der Zärtliche. „Wie kannst Du meinen Worten eine Deutung geben, die Dich kränkt? Ich setze volles Vertrauen in Dich und Deine Liebe."

Durch eine rasche Bewegung entwand sie sich seinen Armen.

„Was ist das?"

Eine Pause trat ein. Karl stand überlegend auf seinem Platze; Marie hatte die Absicht, durch die Thür zu entfliehen, Aurelien aufzusuchen und ihr alles zu entdecken. Aber sie durfte einen raschen Gang durch das Zimmer nicht wagen, ohne fürchten zu müssen, auf den Fürsten zu stoßen, dessen Person sie in der Finsterniß nicht gewahren konnte. Leise schlich sie an der Wand hin, um die Thür zu erreichen. Das Rauschen des seidenen Kleides verrieth deutlich jede ihrer Bewegungen.

Karl konnte sich das seltsame Benehmen seiner Geliebten nicht erklären. Im Ernste konnte sie ein so hartnäckiges Schweigen nicht beobachten, er nahm also an — und dies ließ sich bei ihrem lebhaften Charakter rechtfertigen — daß sowohl ihre

Flucht als ihr Schweigen in diesem Augenblicke einen Scherz bezweckten. Er beschloß darauf einzugehen. Der weiche Teppich auf dem Fußboden ließ kein Geräusch der Schritte entstehen. In diesem Umstande hatte er den Vortheil für sich, daß seine eigenen Bewegungen unbemerkt bleiben, während die des Mädchens durch das Rauschen des Kleides verrathen wurden. So verfolgte er die Fliehende, und als sie durch die Thür entschlüpfen wollte, flog sie in seine ausgebreiteten Arme. Stürmisch küßte er das glühende Gesicht der, die er für seine Geliebte hielt. Da fühlte er die Schwere ihres schönen Körpers, der ihm noch nie so üppig vorgekommen war, als heute.

„Was ist Dir? Was ist Dir?" fragte er ängstlich.

Sie sank zu Boden.

Er hob sie empor, tappte zu dem Sopha, und legte sie nieder.

„Licht! Licht!" rief er in den Saal hinaus.

Es erfolgte keine Antwort. Er rief noch einmal. Dann eilte er zu dem Sopha zurück, in dem Marie immer noch regungslos lag.

„Sie ist in Ohnmacht gefallen!" flüsterte er.

„Und kein Mensch hört mein Rufen. Licht! Licht!" rief er, in dem Saal hinaus.

Alles blieb still wie zuvor.

Ohne sich länger zu besinnen, eilte er auf den finstern Corridor hinaus, Nirgends ließ sich ein Geräusch vernehmen. Er rief nach der Kammerfrau und nach dem Koche — immer noch keine Antwort. Er rief den Namen des Freundes — auch dieser hörte nicht, nur die Wände gaben ein leises Echo zurück.

Das Schicksal der vermeinten Aurelie lag ihm um so mehr am Herzen, als er annahm, daß er sie gekränkt habe. In ängstlicher Hast eilte er dem alten Theile des Gebäudes zu. Da begegnete ihm Vater Beck mit einem Lichte.

„Wo ist die Kammerfrau?"

Der Greis erschrak über den heftigen Ton, in dem ihn sein Herr anredete.

„Sie ist krank. Mein Gott, durchlauchtigster Herr, was ist geschehen?"

„Hole frisches Wasser."

„Wohin?"

„In den kleinen Saal."

„Gleich!"

Der Greis wollte sich entfernen. Karl entriß ihm die Kerze, und eilte durch den Corridor zurück. Als er in das Boudoir trat, war der Sopha leer — die Ohnmächtige war verschwunden.

„Also doch eine Neckerei!“ dachte er lächelnd. „Die Ohnmacht war in der That einer dramatischen Künstlerin würdig. Ich will doch sehen, wie sich der Scherz endigt.“

Kaum hatte er sich in dem Sopha niedergelassen, als Vater Beck mit einer Karaffe frischen Wassers hastig eintrat. Der Greis sah den jungen Fürsten bestürzt an.

„Gieb mir ein Glas, Alter!“

Vater Beck präsentirte ihm das Geforderte, indem er besorgt fragte:

„Mein gnädiger Herr ist doch nicht krank?“

„Nein; aber mich plagte ein ungewöhnlicher Durst. Wo sind die Frauen?“

„Welche Frauen, Durchlaucht?“

„Ich meine Aurelien und Deine Marie.“

„Marie hat die Bedienung bei dem Fräulein übernommen.“

„Und Du hast Beide nicht gesehen?“

„Nein!“ antwortete Vater Beck treuherzig,

aber verwundert. „Zu wann befehlen Durchlaucht die Abendtafel?"

„Sende mir Deine Marie, ich werde ihr Auftrag ertheilen."

Der Gärtner verneigte sich, und verließ das Boudoir. Kaum befand sich Karl allein, als er die Kerze ergriff, und in das Schlafgemach eilte. Der dämmernde Raum war still und leer. Nirgends zeigte sich eine Spur, daß die Geliebte sich hierher geflüchtet hatte.

„Ich werde mich durch Gleichgiltigkeit an ihr rächen!" flüsterte der junge Fürst lächelnd vor sich hin. „Auf diese Weise verbringe ich die Zeit, und kann ruhig den Ausgang erwarten. Ich bin neugierig, was sie beabsichtigt."

Er ging in den Saal, setzte sich an das Instrument, und begann zu spielen. Die lauten Töne drangen durch das geöffnete Fenster in den Garten.

Wir wenden uns jetzt zu der Sängerin. Nachdem Aurelie die Kleider der Gärtnerin angelegt, hatte sie in der Voraussetzung den Garten betreten, den beiden Reitern das Thor öffnen, und sie beobachten zu können. Sie wollte auf ein Stündchen wirklich sein, was sie schien. Zunächst ging

sie durch den dunkeln Park zu dem Gärtnerhause, um Marien den Befehl zu ertheilen, sich während dieser Zeit nicht sehen zu lassen. Das Erscheinen einer Doppelgängerin mußte ihr natürlich den beabsichtigten Scherz vereiteln. Sie kam in demselben Augenblicke bei dem Hause an, als die beiden Reiter abstiegen, und ihre Pferde dem Gärtner übergaben, da von Valentin keine Spur zu entdecken war. Der Stamm einer Akazie verbarg sie den Blicken der jungen Männer, die langsam Arm in Arm vorübergingen.

„Das Fräulein ist also schon zurückgekehrt?" hörte sie den Fürsten fragen.

„Vor einer Viertelstunde!" rief Vater Beck, der die Pferde nach dem Stalle führte.

In der Nähe des Baums, der Aurelien verbarg, blieben die beiden Freunde stehen, so daß sie deutlich jedes Wort ihres Gesprächs verstehen konnte.

„Wir trennen uns auf eine Viertelstunde," sagte Karl. „Ich werde meine erzürnte Geliebte zu beruhigen suchen, und Du —?"

„Ich werde Zeuge von dem zärtlichen Glücke sein, das einer Versöhnung zwischen zwei Liebenden

stets zu folgen pflegt. Bis dahin mag der abendliche Park mich unterhalten."

„Du bringst ein Opfer, Wolfgang —"

„Gewiß nicht. Aurelie ist eine so seltsame, so viel Widersprüche in sich vereinigende Frauennatur, daß ich in dem Nachdenken über sie einen reichen Stoff zur Selbstunterhaltung habe. Sie ist eine Bühnenkünstlerin — hat sie heute nicht Komödie gespielt, ist sie nur ihren liebenswürdigen Launen gefolgt, so halte ich sie für das pikanteste Geschöpf, das mir bis jetzt vorgekommen."

„Freund, Du machst mich eifersüchtig!" rief lachend der Fürst.

„Fürchte nichts, Karl! Mein Herz hat in dieser Angelegenheit kein Urtheil."

„Vortrefflich! Denn wenn ich fürchte, ist es nur Deinetwegen."

„Vernimm, Karl, daß auch ich hier eine Liebe gefunden habe."

„Ist's möglich?"

„Ein einfaches, schlichtes Mädchen — das Bild der Unschuld, wie ich sie mir denke."

„Und wo lebt das Mädchen, das meinen Freund, den Dichter und Staatsmann bezaubert hat?"

„Du sollst sie sehen, Karl; ich werde Dich zu ihr führen. Sie besitzt einen Theil der Eigenschaften Deiner Aurelie — —"

Die beiden Freunde hatten sich so weit entfernt, daß die Lauscherin nichts mehr von ihrem Gespräche verstehen konnte.

„Ach," flüsterte sie, „der Freund meines Karl liebt also nicht alle Eigenschaften, mit denen mich Mutter Natur beschenkt hat. Und außerdem zweifelt er an meiner Aufrichtigkeit, er hält mich auch für eine Schauspielerin, wenn ich nicht auf der Bühne stehe — der Dichter schätzt, wie es scheint, idyllische Schönheiten — wäre es mir vergönnt, ihn eines Andern zu belehren! Es hat schon mancher Mann von Geist und Geschmack sich um meine Gunst beworben — sollte er der Erste sein, der an mir zu tadeln hätte? Und warum spricht er diesen Tadel aus? Vielleicht bringt die Bäuerin einen günstigern Eindruck hervor. Wollen sehen, wie er sich ihr gegenüber giebt; das Resultat dieser Prüfung kann zur köstlichsten Rache für mich werden."

In diesem Augenblicke hörte sie Schritte. Sie wandte sich, und gleich darauf sah sie die Gestalt

Wolfgangs, der langsam unter den Bäumen auf und abging.

„Da ist er wieder!“ flüsterte sie freudig bestürzt. „Er hat ohne Zweifel Marien noch nicht gesprochen, und dies wird mir die Rolle erleichtern, die ich jetzt mit ihm zu spielen gedenke. Er soll das einfache Naturkind kennen, und vielleicht auch lieben lernen.“

Mit diesem Entschlusse verließ sie den Platz am Baume, und ging durch den dämmernden Garten. Sie wählte einen Weg, auf dem sie dem Spaziergänger begegnen mußte. Dies geschah nach wenig Minuten. Bescheiden grüßend ging sie an dem Dichter vorüber.

Wolfgang blieb stehen. Er erkannte sogleich die Bäuerin, die dem alten Gärtner die angezündete Tabakspfeife gebracht hatte.

„Die allerliebste, kecke Gärtnerin!“ dachte er. „Guten Abend, mein liebes Kind!“ rief er ihr nach. „Guten Abend!“ antwortete sie mit einer wahren Kinderstimme.

Der Spaziergänger folgte ihr. Er befand sich in der Laune, mit dem Naturkinde ein Gespräch

zur Unterhaltung anzuknüpfen. In dem Laubgange erreichte er sie.

„Mein liebes Kind," rief er fröhlich, „ich habe Dich um eine Gefälligkeit zu bitten!"

„Sie haben Ihrer Dienerin zu befehlen, gnädiger Herr! Womit kann ich dienen?" fragte sie, indem sie stehen blieb.

Es war so dunkel, daß Wolfgang die Gesichtszüge des Mädchens nicht unterscheiden konnte; trotzdem aber glaubte seine Phantasie das blühende, muthwillige Gesicht der Gärtnerin zu erblicken, die er bei der Ankunft im Gespräche mit dem Greise gesehen hatte. An eine Täuschung zu glauben, lag durchaus kein Grund vor.

„Dir ist wohl jedes Beet in dem Garten bekannt?" fragte er.

„O gewiß, gnädiger Herr! Ich finde im Dunkeln jede Blume und jeden Strauch."

„Dann hilf mir einen Blumenstrauß pflücken."

„Gern. Wenn Sie mir folgen wollen, sind wir im Augenblicke bei dem schönsten Blumenflore des Gartens."

Sie traten aus dem Laubgange. In der Dämmerung des Sternenlichtes sah Wolfgang den

reizenden Wuchs des Mädchens, das leicht wie eine Sylphide voranschwebte. Ihre Füße verursachten kaum ein leises Knistern in dem Sandwege, der zu einem Beete in der Nähe des Lustschlosses führte, das still und einsam unter seiner grünen Hülle dalag.

„Dort befindet sich Karl bei der reizenden Aurelie," dachte der junge Mann, den ein leises Frösteln durchbebte. „Das Schloß mit seinen Umgebungen ist wahrlich geeignet, erotische Gefühle zu erwecken. Nenne mir Deinen Namen, mein Kind!" rief er leise.

„Marie, gnädiger Herr!"

„Du bist die Tochter des Schloßgärtners?"

„Nein, ich bin nur seine Verwandte. Er hat mich aus Mitleiden zu sich genommen."

„Der brave Mann!"

„Vater Beck ist gut, gnädiger Herr; aber er ist auch sehr streng gegen mich."

„In welcher Beziehung?"

„Er würde es zum Beispiel nicht leiden, wenn er es nämlich wüßte, daß ich noch so spät einem jungen Herrn Blumen pflückte."

„Aber er weiß es nicht."

„Zu meinem Glücke!“ rief sie lachend.

„Zu Deinem Glücke?“

„Nun ja, denn ich würde sonst das unterlassen müssen, was ich gern thue.“

„Danke, mein Kind!“ sagte Wolfgang, indem er seinen Arm um ihre schlanke Taille legte.

Sie entschlüpfte ihm wie ein Aal.

„Warten Sie einen Augenblick, und Sie erhalten einen schönen Blumenstrauß.“

„Bringe ihn mir in jene Laube, wo ich Dich erwarten will.“

„Sie haben zu befehlen, gnädiger Herr!“

Bei diesen Worten sprang sie in das Beet, und begann zu pflücken. Wolfgang trat in die Oeffnung einer dichten Geißblattlaube, die einige Schritte von dem Blumenbeete an der Seite des Weges lag. Er hatte absichtlich diesen Ort gewählt, um ungestört mit dem Mädchen plaudern zu können. Die Berührung des schönen Körpers hatte ihn in eine sehnsüchtige Stimmung versetzt, so daß er die Rückkehr der Gärtnerin zu ihm kaum erwarten konnte.

„Sie ist nicht sehr spröde!“ dachte er mit geheimen Entzücken. „Sie kennt die Strenge ihres

Pflegevaters, und dennoch übertritt sie sein Gebot. Wer kann es ihr verargen? Die ewige Einsamkeit des Parks muß einem jungen, lebensfrohen Herzen zum Ueberdruß werden, zumal wenn es bestimmt ist, die Geliebte eines Fürsten zu bedienen. Sieht sie auch die Zärtlichkeiten der Liebe nicht, so muß sie sie doch ahnen. Marie befindet sich in der Schule der Liebe ohne es zu wissen. Das ist eine interessante Charakterstudie. Gretchen ist die Unschuld selbst, sie folgt kunst- und anspruchlos den Regungen ihres Herzens, und liebt mich, weil sie nicht anders kann — ich bin neugierig, wie sich Marie giebt, die ohne Zweifel in Aurelien ein Vorbild gefunden hat."

Nach wenigen Minuten trat die Gärtnerin mit einem großen, duftenden Strauße in die Laube.

„Hier sind frische Blumen, gnädiger Herr!"

Wolfgang legte den Strauß auf den Tisch, und hielt die vom Nachtthaue feuchten Hände Aurelien's in den seinigen.

„Und nun gute Nacht!" flüsterte sie, indem sie sich losreißen wollte.

„Willst Du Dich meinem Danke entziehen?"

„Ich darf keinen Dank beanspruchen."

„Warum?"

„Weil ich nur meine Pflicht gethan.“

„Gegen mich?“

„Der Freund unsers gnädigen Fürsten — —“

„Du hast also nur Deinen Diensteifer beweisen wollen, liebe Marie?“

„Nun ja!“

„Und ich dachte, Du hättest einiges Interesse für meine Person, indem Du mir bereitwillig folgtest. Dann freilich kann ich Deiner Gefälligkeit keinen so großen Werth beilegen.“

„Ich bitte, gnädiger Herr, halten Sie mich nicht länger auf — Fräulein Aurelie erwartet mich.“

„Sie wird Deiner Dienste in diesem Augenblicke nicht bedürfen. Dir bleibt noch Zeit, ein wenig mit mir zu plaudern. Setzen wir uns auf diese Bank —“

„Um des Himmelswillen! Wenn das Vater Beck erführe!“

„Wer wird es ihm sagen?“

„Ich würde dem guten Alten nicht offen in das Gesicht sehen können.“

„Kleine Thörin, man schlägt die Augen zu Boden, wenn man eine Sünde begangen hat — und ist es eine Sünde, ein wenig zu kosen?“

Sie schwieg.

„Das war ein Versehen!“ dachte sie. „Marie würde sich anders ausgedrückt haben.“

„Sie weiß schon zu unterscheiden!“ dachte Wolfgang. „Das Erkennen der Liebe schließt den Wunsch in sich, ihrer theilhaftig zu werden. Gretchen erröthete, aber sie hielt es für keine Sünde, mit mir zu kosen und zu scherzen. Marie,“ sagte er laut, „nach Deinen Ansichten muß Fräulein Aurelie eine große Sünderin sein.“

„Wie?“ fragte sie, leise zusammenfahrend.

„Und dennoch halte ich sie für eine edle, vortreffliche Dame, die verdient, daß sie eine Fürstin würde.“

„Ach gewiß, sie ist mir eine gute Herrin!“ antwortete das junge Mädchen.

„Ist sie stets allein in dieser Laube gewesen?“

„Nach Fräulein Aurelie darf sich ein armes Landmädchen nicht richten.“

„Sage mir, was Du von ihr denkst.“

„Ich beklage sie.“

„Marie!“

„Ich beklage sie von ganzem Herzen.“

„Aber aus welchem Grunde?“

„Sie muß wohl nicht glücklich sein, obgleich jeder ihrer Wünsche in Erfüllung geht, sobald sie ihn ausspricht. Sie sitzt oft stundenlang allein in dieser Laube, und einmal, als ich sie überraschte, sah ich, daß sie weinte. Ich durfte sie natürlich um den Grund ihrer Thränen nicht fragen, aber ich dachte ihn mir."

„Was dachtest Du denn?" fragte Wolfgang neugierig.

„Daß sie eifersüchtig ist."

„Eifersüchtig — auf wen?"

„Auf mich!"

„Unmöglich!"

„Ja, ja, gnädiger Herr, Sie können es glauben!" versicherte die Gärtnerin. „Durchlaucht sagte mir einmal in Gegenwart des Fräuleins, daß ich ein hübsches Mädchen sei, und daß ich ihm wohlgefiele. Da hörte ich, wie Fräulein Aurelie sagte: es kommt wohl eine Gelegenheit, daß ich mich rächen kann! — Nun ward mir Angst, daß ich diesen Scherz büßen müßte — aber das Fräulein ist sich stets gleich geblieben, sie hat mir ihr Wohlwollen nicht entzogen."

„Das ließ sich von ihr erwarten!" rief Wolf-

gang. „Aurelie ist eine verständige Dame, die eine solche Aeußerung nur im Scherz gethan haben kann. Wenn ich Dir sage, daß ich Dich für schöner halte, als sie, wird sie nichts dagegen einzuwenden haben."

„Ist das Ihr Ernst, gnädiger Herr?" fragte die Gärtnerin.

„Mein voller Ernst!" flüsterte Wolfgang, indem er das sich sträubende Mädchen in die Laube zog und einen Kuß auf ihre Wange drückte.

„Wollen Sie, daß ich mich auf der Stelle entferne?" rief sie zornig.

„Nein, nein!"

„Nun, so lassen Sie mich los, und berühren Sie mich nicht so ungestüm."

„Marie, Du verkennst meine Absicht, ich meine es ja gut mit Dir."

„Und Sie haben mich kaum gesehen?" rief sie lachend. „Vater Beck hat Recht, wenn er sagt, man soll sich vor den Herren aus der Stadt in Acht nehmen. Sie lügen und schmeicheln so lange, bis sie einem armen Mädchen den Kopf verdreht haben. Ach, wenn ich nur wüßte —"

Sie stockte plötzlich, und trat einen Schritt zurück.

„Was?" fragte der junge Mann.

„Darf ich ganz offen sein?"

„Ich bitte Dich darum."

„Wenn ich nur wüßte, ob Ihre Worte die lautere Wahrhheit wären. Halten Sie mich wirklich für schöner, als Fräulein Aurelien?"

„Ich wiederhole es!"

In diesem Augenblicke näherten sich hastige Schritte der Laube. Das Geräusch kam so rasch näher, daß die beiden jungen Leute kaum Zeit hatten, sich tiefer in den dunkeln Raum zurückzuziehen.

„Mein Gott, wer ist das?" hauchte das junge Mädchen, indem es sich hinter dem großen Steintische verbarg. Und Wolfgang, der ihre Hand hielt, fühlte, daß sie heftig zitterte. Er konnte keine Worte der Beruhigung mehr aussprechen, denn in der Oeffnung der Laube erschien die Gestalt eines Mannes, der einen Augenblick forschend stehen blieb und dann leise rief:

„Marie, bist Du hier?"

Es war Valentin, der nach dem Sprunge aus dem Fenster, und nachdem er vergebens in dem

Gärtnerhause gefragt, sein Mädchen suchte. Der arme Bursche ward von einer gräßlichen Eifersucht getrieben. Als keine Antwort erfolgte, flüsterte er betrübt:

„Auch hier ist sie nicht! Nun wird sie ohne Zweifel bei dem Fürsten sein. Ich möchte das ganze Schloß in Brand stecken!"

Unverständliche Worte vór sich hinmurmelnd entfernte sich der Gärtner wieder.

„Valentin!" flüsterte Aurelie. „Der arme Mensch dauert mich."

„Was will er von Dir, mein Kind?"

„Ach Gott, er ist bis über die Ohren in mich verliebt, und ich mag ihn nicht leiden. Sehen Sie, da haben Sie durch Ihre schönen Worte gleich ein Unglück angerichtet. Jetzt wird es mir ganz unmöglich sein, dem armen Menschen ein wenig gut zu werden. Er hat schon gedroht, sich zu erschießen oder in das Wasser zu stürzen, wenn ich ihn immer so kalt behandelte."

„Kannst Du mir denn ein wenig gut sein?"

„Ach, ich muß ja wohl, da Sie mich für schöner als Fräulein Aurelien halten."

„Einen Kuß, Marie!"

„Wenn wir uns wiedersehen!"

„Wann?"

„Sobald als möglich! Vergessen Sie Ihre Blumen nicht!"

„Marie! Marie!"

Die Gerufene hatte den großen Steintisch umkreis't, und war wie ein Schatten aus der Laube verschwunden. Wolfgang hörte noch einen Augenblick das leise Knistern ihrer Schritte, dann war alles still. Nachdenkend unternahm er einen Gang durch den Park. Als er an dem Schlosse vorüberkam, hörte er die stürmischen Töne des Klaviers, die hell aus dem geöffneten Fenster drangen.

„Das ist Aurelie, die ihren Unmuth an dem armen Instrumente ausläßt!" dachte er. „Ein Zeichen, daß der Zwist unter den beiden Liebenden noch nicht beigelegt ist."

Er konnte sich nicht enthalten, die Weinreben auseinander zu biegen und einen Blick in das erleuchtete Zimmer zu werfen. Das Fenster war nicht zu hoch, so daß er bequem den ganzen Saal übersehen konnte. Zu seinem Erstaunen erblickte er nicht Aurelien, die so unsanft in die Saiten schlug — Karl saß vor dem Klaviere und sah zur Decke

empor, während seine Finger hastig über die Tasten hinfuhren. Ein Chaos von Tönen entquoll dem gemißhandelten Instrumente.

Schon stand er im Begriffe, dem Freunde zuzurufen, als plötzlich die Thür des Saales geöffnet ward, ohne daß es der aufgeregte Musiker bemerkte. Ein Mädchen in den Kleidern der Gärtnerin erschien auf der Schwelle.

„Marie!" flüsterte der erstaunte Lauscher. „Was will sie in dem Saale? Wo ist Aurelie? Was bedeutet die Aufregung Karl's?"

Die vermeintliche Marie stand einige Augenblicke lächelnd auf der Schwelle, dann hüpfte sie leichtfüßig auf den Zehen in den Saal, berührte mit der Hand die Achsel des Klavierspielers, und entschlüpfte in die Thür des Boudoirs. Karl, der die Bäuerin noch gesehen, eilte ihr nach und verschloß die Thür hinter sich.

In Wolfgang regte sich die Besorgniß, daß Aurelie eine Mystification ausgeführt habe. Würde die wirkliche Marie es wagen, ohne alle Rücksicht diese Zimmer zu betreten und mit Karl ein zärtliches Rendez-vous zu halten, wenn die Bewohnerin anwesend ist? Die Bäuerin in dem Saale

mußte also Aurelie gewesen sein, die es liebte, sich in ländlichen Kleidern zu zeigen, wie jener unglückliche Spazierritt gelehrt hatte. Wer aber war in diesem Falle die Bäuerin gewesen, die er in der Laube geküßt hatte? War es nicht die echte Marie gewesen, so hatte er, ohne es zu wollen, sich einen Eingriff in die Rechte des Freundes erlaubt. Trug auch Aurelie den größten Theil der Schuld, so machte er sich dennoch Vorwürfe, so wenig Vorsicht beobachtet zu haben. Er wiederholte sich Alles, was er mit ihr gesprochen hatte, Alles, was er von ihr gehört — er fand, außer dem schnellen Erscheinen ihrer Person in dem Saale, keinen Beweis dafür, daß er mit Aurelien selbst gekos't hatte; er hielt vielmehr die Gärtnerin für verschlagen genug, um die vorübergehende Aufreizung des Fürsten zu ihren Gunsten zu benützen. Der vertrauliche Handschlag auf die Achsel des aufgeregten Musikers ließ ihn auf ein bereits bestehendes zärtliches Verhältniß zwischen dem Freunde und der Gärtnerin schließen.

„Ich will mich überzeugen," dachte er, „und in dem Hause des Vaters Beck nach Marien fragen."

Rasch verließ er seinen Platz und ging leise an dem Landhause hin, in welchem jetzt ein völliges

Schweigen herrschte. In dem Augenblicke, als er an dem Perron vorüberging, erschien eine dunkele weibliche Gestalt auf den Stufen. Wolfgang blieb neben einem Orangenbaume stehen.

„Das kann nur Aurelie sein!“ dachte er überrascht. „Sollte sie wissen, daß sich Marie in ihrem Boudoir befindet?“

Die Frau stieg jetzt die Stufen herab, und an dem Rauschen des seidenen Kleides erkannte der Lauscher, daß es die Geliebte des Freundes war.

„Hat sie sich absichtlich entfernt, so muß ich ihre Aufopferung bewundern,“ dachte er, „und ich will sie zu trösten suchen. Weiß sie nicht um die Vorgänge, die sich hinter ihrem Rücken ereignen, so erfordert es die Freundschaft, daß ich sie unterhalte, um weitern Conflicten vorzubeugen.“

Er trat der vermeintlichen Aurelie entgegen. Aber kaum hatte sie ihn bemerkt, als sie plötzlich zur Seite eilte und zwischen den Bäumen verschwand.

„Aurelie!“ flüsterte der überraschte Legationsrath. „Sie treibt ihre Delicatesse so weit, daß sie sich in ihrer schmerzlichen Aufregung meiner Unterhaltung zu entziehen sucht. Mag das arme Kind seinen einsamen Weg verfolgen — bei der Abend-

tafel werde ich sehen, wie die Sachen zwischen den beiden Liebenden stehen. Soviel steht fest, daß Marie schlau genug ist, mich nicht zu verrathen."

Wolfgang hatte den Theil des Parks erreicht, der jenseits des Schlosses lag. Auf einem von Gebüsch eingefaßten Platze trat ihm Valentin entgegen, der bis jetzt vergebens nach Marien gesucht hatte. Er erkannte sogleich den Gärtner, auch erinnerte er sich des Ausbruchs seiner Eifersucht. Jetzt lag der Beweis vor, daß Marie sich in dem Boudoir befinden mußte.

„Wohin, Freund?" fragte er, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Der Gärtner zog ehrerbietig seinen Hut, und starrte den Spaziergänger an.

„Wohin?" wiederholte er verlegen nach einer Pause. „Ich schließe die Thore des Parks, gnädiger Herr. Jetzt bin ich fertig, und gehe nach Hause."

„Ist Dir Fräulein Aurelie begegnet?"

„Fräulein Aurelie?" fragte Valentin, sichtlich erschreckt.

„Nun ja — Du kennst sie doch?"

„Ich kenne sie — aber sie ist mir nicht be=

gegnet. Sie wird auch um diese Zeit nicht mehr in dem Garten sein."

„Wenn ich nicht irre, sahen wir uns schon einmal bei der Sägemühle dort im Thale?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Du warst der Begleiter einer hübschen Bäuerin — vielleicht Deiner Braut?"

„Jene Bäuerin, gnädiger Herr, war Fräulein Aurelie — Sie werden es wohl längst wissen; meine Braut ist Marie, das Bäschen Vater Beck's."

„Marie! Ich habe sie diesen Nachmittag nur flüchtig gesehen, aber dennoch habe ich bemerkt, daß sie ein schönes Mädchen ist. Du wirst ein glücklicher Ehemann werden."

„Sie hat heute die Bedienung bei Fräulein Aurelie, weil die alte Kammerfrau krank ist."

Aus dieser Mittheilung zog der Legationsrath neue Schlüsse.

„So befindet sie sich jetzt wohl in dem Schlosse?" fragte er.

„Ja!" antwortete Valentin mit unsicherer Stimme.

„Der arme Mensch will seine Eifersucht nicht merken lassen," dachte Wolfgang mitleidig. „Warum

aber suchte er sie in der Laube, wenn er weiß, daß sie den Dienst der Kammerfrau versieht?"

„Gnädiger Herr," fragte plötzlich der Gärtner, „Sie glauben, daß Fräulein Aurelie im Park spazieren geht?"

„So glaube ich, denn sie kam vorhin aus dem Schlosse."

„Aus dem Schlosse?" rief Valentin aufgeregt.

„Ja."

„Dann erlauben Sie mir, daß ich mich entferne."

„Wohin?"

„Ich habe dem Fräulein etwas zu sagen."

„Du bleibst, Valentin!" befahl Wolfgang, der fürchtete, daß der eifersüchtige Gärtner seine Vermuthungen über Marie laut werden lassen könne.

„In fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen, dann will ich jeden Auftrag vollziehen, den Sie mir ertheilen. Jetzt muß ich das gnädige Fräulein sprechen!" rief außer sich der Gärtner, der nicht daran zweifelte, daß der Legationsrath seine Marie in dem seidenen Kleide gesehen hatte. Die Freude über ihr glückliches Entkommen aus dem Boudoir ließ ihn alle Rücksichten vergessen. Wolfgang suchte

ihn vergebens zurückzuhalten, Valentin entfloh und verschwand zwischen den Bäumen.

Aergerlich über seine Unvorsichtigkeit setzte der junge Mann seinen Weg fort. Er beschloß, den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten. Um das Zeichen zur Abendtafel nicht zu überhören, blieb er in der Nähe des Hauses. Unter mancherlei Gedanken über die Liebe zu den Frauen verfloß dem Spaziergänger eine halbe Stunde. Da trat plötzlich Marie zu ihm heran, und forderte ihn im Namen des Fräuleins auf, sich in den kleinen Saal zum Nachtessen zu begeben. Forschend sah er das niedliche Mädchen an. Er war zweifelhaft, ob er sie für die echte Gärtnerin halten sollte. Dieselbe Gestalt stand in denselben ländlichen Kleidern vor ihm, nur die Art und Weise des Sprechens und die ehrerbietige Haltung unterschied sich von der Marie, die ihm die Blumen in die Laube gebracht hatte. Die Gesichtszüge ließen sich in der starken Dämmerung nicht erkennen. Er wollte sich einigermaßen Gewißheit verschaffen.

„Marie!"

„Gnädiger Herr?" fragte ehrfurchtsvoll die Angeredete.

„In jener Laube dort habe ich einen Blumenstrauß vergessen — würdest Du ihn mir holen und in den Saal bringen?"

„Gern, gnädiger Herr. Meinen Sie die große Geißblattlaube oder das Lindenbosket?" fragte sie unbefangen.

„Die Blumen liegen auf einem großen Steintische — sonst kann ich Dir den Ort nicht näher bezeichnen."

„Ich weiß genug. Sie werden sogleich das Verlangte erhalten."

Sie wollte sich entfernen.

„Mein Kind!"

„Was befiehlt der gnädige Herr?"

„Du hast heute den Dienst bei Fräulein Aurelie?"

„Ja!" antwortete sie in bemerkbarer Verlegenheit.

„So bist Du seit der Rückkehr von ihrem Spazierritte stets bei Deiner Herrin gewesen?"

„Marie! Marie!" rief die rauhe Stimme Vater Becks. „Wo steckst Du schon wieder?"

Erschreckt lief das Mädchen nach der Richtung, von woher die Stimme des Erzürnten erklungen

war. Der Legationsrath, der sich einige Aufklärung zu verschaffen geglaubt, hatte aus diesem Examen nur neue Zweifel gezogen. Mit der festen Ansicht, beide Mädchen handelten im Einverständnisse, ging er dem Schlosse zu. Auf dem Perron zwischen den Orangenbäumen traten ihm Karl und Aurelie Arm in Arm entgegen. Bei dem Lichte der großen Hauslaterne konnte er die Fröhlichkeit sehen, die aus Beider Gesichtern strahlte. Aurelie war zum Entzücken schön; sie trug einen weißen Oberrock mit blauen Schleifen und in dem dunkeln Haare weiße Marabouts. Wer war nun die Dame in dem schwarzen Kleide gewesen?"

Wolfgang grüßte, und suchte mit Mühe seine Verwunderung zu verbergen.

„Hier ist die verwegene Amazone!" rief Karl.

„Sollte meine Entfernung den Herren wirklich Besorgniß bereitet haben?" fragte sie lächelnd.

Der junge Mann verneigte sich und küßte ihre Hand.

„Ich bewundere zwar die gewandte Reiterin; aber es können dennoch Fälle eintreten —"

„Sie haben Recht, Herr Legationsrath; ein Schuß kann das Pferd in die Flucht jagen und

das Leben der Reiterin auf das Spiel setzen. Aber ich war meiner vortrefflichen Mirza zu gewiß, als daß ich mir den Scherz nicht erlauben sollte, der mir eine kleine Genugthuung, und meinem Karl eine große Ueberraschung bereitet hat."

„Ich bekenne offen, daß Du eine reizende Bäuerin warst!" rief lachend der junge Fürst. „Wäre die Metamorphose weniger vortheilhaft für Dich ausgefallen, ich würde Dir Manches nicht so leicht verziehen haben."

Sie bot ihm mit einer reizenden Koketterie den Mund zum Kusse. Dann flüsterte sie lächelnd:

„Die dramatische Künstlerin kennt die Erfolge ihrer Toilette. In Paris lobte man meine Darstellung der Landmädchen. Doch nun bitte ich um die Erlaubniß, die Wirthin spielen zu dürfen."

Durch eine ceremonielle Verneigung lud sie den Legationsrath zum Eintreten in das Haus ein.

„Deinen Arm, Freund!" rief der Fürst.

Arm in Arm traten die drei Personen in den Speisesaal. Sie nahmen an einer glänzend besetzten Tafel Platz. Wie sie gesagt, machte Aurelie die Wirthin; sie präsentirte ihren Gästen die silbernen Schüsseln mit einer Gewandtheit und Anmuth, die den

beobachtenden Wolfgang in Erstaunen setzte. Kein Blick, keine Miene verrieth die Scene in der Laube, und dennoch durfte er nicht mehr zweifeln, daß er Aurelien dort geküßt hatte. Aus dem Munde des Fürsten selbst hatte er gehört, daß sie die Kleider einer Bäuerin getragen. Aber zu welchem Zwecke war sie in dem Garten gewesen? Aus welchem Grunde hatte sie ihm gegenüber die Gärtnerin gespielt? Warum hatte sie die Andeutung von den Erfolgen ihrer Toilette ausgesprochen?

Er konnte sich nicht enthalten, die Geliebte des Fürsten von Zeit zu Zeit anzusehen. Das helle Kerzenlicht schien ihre Schönheit zu erhöhen. Der Teint war rosiger und transparenter; das Haar voller und dunkeler; die blauen Augen glänzten heller und lebhafter, sie schienen in einem geistigen Fluidum zu schwimmen; die Lippen waren röther und die kleinen Zähne weißer; der Busen wogte in ungestümer Fröhlichkeit unter der durchsichtigen Battisthülle; Schultern, Hals, Arme und Hände schienen wie aus Wachs geformt zu sein. Aurelie war das Ideal weiblicher Schönheit. Welchen Zauber verbreitete der harmonische Klang ihrer Stimme in dem Herzen des Dichters! Welche

Gedanken erweckte sie! Diese Stimme verrieth die Liebe, ehe sie der Blick verstand. Sie besaß Alles, was ein Weib sich wünschen kann, um nach Gefallen zu betrügen. Die Töne, die ihren schön geschweiften Lippen entquollen, schmeichelten dem Ohre und schlichen sich in das Herz ein.

Der Legationsrath war so bezaubert, daß es ihm nicht einfiel, Vergleiche zwischen dieser Salondame und dem einfachen, schlichten Gretchen anzustellen. Bei dem Gedanken, er habe Aurelien's reizende Wange geküßt, er habe den wunderbar schönen Körper in seinen Armen gehalten, durchbebte ihn ein wonniger Schauder, und er beneidete den Freund um den Besitz eines solchen Weibes. Der feurige Ungarwein trug dazu bei, die Glut der sinnlichen Liebe anzufachen, und er begriff in diesem Augenblicke die Schwärmerei des Fürsten für die Sängerin.

Man sprach von dem Spazierritte.

„Ich nehme an, daß er eine angenehme Zerstreuung bewirkt hat," sagte Aurelie. „Wenn die Einförmigkeit des Landlebens nicht von Zeit zu Zeit unterbrochen wird, wird sie lästig. Ich hatte lange auf ein Zerstreuungsmittel gesonnen."

„Deine Erfindung war eine glückliche!“ fügte der heitere Fürst hinzu.

„Für Dich, dessen Liebe Nachsicht mit mir hat. Den Freund zu zerstreuen, will mir nicht gelingen.“

„Ich bewundere Sie, Fräulein!“ sagte Wolfgang, sich leicht verneigend.

„Auf Bewunderung mache ich nur von der Bühne herab Anspruch. Aus dem Leben pflege ich die Kunst zu verbannen.“

„Die Natur ist um so mehr zu bewundern, wenn sie solche Erfolge hat —“

„Mein Gott,“ rief sie lachend aus, „welch einen Ton haben wir angeschlagen! Gilt denn das Versprechen nicht mehr, die Etikette zu verbannen? Oder wollen Sie ein gelehrtes Gespräch einleiten? Dann freilich muß ich schweigen.“

„Wir stehen unter Ihrem Einflusse, Fräulein Aurelie.“

„Den Sie mir aus Artigkeit einräumen.“

„Mir scheint,“ rief Karl lachend, „daß Aurelie wieder die Kleider einer Bäuerin anlegen muß, um den Artigkeiten meines Freundes zu entgehen. Du hättest sie sehen sollen — sie war so drollig, daß mein Unmuth auf der Stelle verschwand.“

In diesem Augenblicke trat Marie ein. Sie trug die Blumen im Arme, die mit der Wurzel ausgerissen waren.

„Was bringst Du, Marie?“ fragte Aurelie.

Die Gärtnerin verneigte sich tief, und stammelte verwirrt:

„Diese Blumen!“

„Verzeihung,“ sagte Wolfgang mit Beziehung — „jene Blumen hat eine Bäuerin, ein niedliches Kind, mir zum Geschenk gemacht.“

„Marie?“ riefen Karl und Aurelie zugleich.

Das Bäschen des alten Gärtners wurde feuerroth, als sich Aller Blicke auf sie richteten.

„Ich würde es nicht gewagt haben —“ stammelte sie.

„Und dennoch war es eine Marie!“ versicherte der Legationsrath. „Ich ließ die Blumen aus der Laube holen, weil ich sie zum Andenken an die liebenswürdige Geberin aufbewahren will.“

„Statte Deinen Dank ab, Marie!“ rief Aurelie mit dem unbefangensten Lächeln von der Welt. „Du hast heute eine Eroberung gemacht, um die Dich manche Stadtdame beneiden würde.

Was hier die Natur gethan, würde meine Kunst vielleicht vergebens erstrebt haben."

Marie stand mit ihren Blumen wie eine Statue da. Sie begriff von allem kein Wort, da sie nicht wußte, daß Aurelie sich ihrer Kleider bedient hatte. Als Wolfgang die Bestürzung der Gärtnerin und das vor ruhiger, unbefangener Freude strahlende Gesicht Aureliens sah, ward seine erste Annahme wieder schwankend. Mit dem feinen Takte des Weltmannes sagte er:

„Unsere liebenswürdige Wirthin hat einen Knoten geschürzt, dessen Lösung eine interessante Aufgabe für den Beobachter ist. Darf ich mir einige Fragen erlauben?"

„Fragen Sie! Fragen Sie!"

Er wandte sich an das Bäschen des Vater's Beck:

„Hast Du diesen Strauß gepflückt, mein Kind?"

„Nein; ich habe ihn auf Ihren Befehl nur geholt," antwortete die Gefragte mit ängstlich bebender Stimme.

„Und Du hast mich vor einer Stunde nicht im Garten gesehen?"

„Nein!"

„Bekenne die Wahrheit!“ sagte Aurelie. „Du hast ja kein Versehen begangen, wenn Du unserm Gaste eine Aufmerksamkeit bewiesen; ich würde es Dir im Gegentheil Dank wissen.“

„Gewiß, gnädiges Fräulein, ich lüge nicht!“ versicherte Marie. „Hätte ich die Blumen gepflückt, ich würde sie nicht mit der Wurzel ausgerissen haben.“

„Das ist allerdings ein Beweis, gegen den sich nichts einwenden läßt,“ sagte der Fürst, der neugierig auf den Verlauf der Sache war.

„Das Qui pro quo wird interessant!“ rief Aurelie.

Die arme Marie, die fürchtete, daß ihre Verkleidungsgeschichte an den Tag kommen würde, zitterte wie eine Sünderin.

„Herr Legationsrath,“ rief Karl, „setzen Sie Ihre Inquisition fort!“

„Ich bin zu Ende!“ antwortete er mit einem Seitenblicke auf das Fräulein. „Ein Betheiligter kann nicht zugleich Richter sein.“

„Gut, so bin ich der Richter!“ sagte Karl. „Wo warst Du, Marie, als wir von dem Spazierritte zurückkehrten?“

Marie hatte jetzt begriffen, daß Aurelie mit ihren Kleidern einen Scherz ausgeführt hatte. Sie beschloß, auf Unkosten ihrer Doppelgängerin sich aus dem Handel zu ziehen.

„Ich habe die Zimmer zu dem Empfange vorbereitet," antwortete sie ein wenig ermuthigt.

„In diesem Falle begreife ich nicht, daß statt Deiner Vater Beck erschien, als ich für das ohnmächtige Fräulein frisches Wasser forderte."

„Ohnmächtig?" fuhr Aurelie auf. „Ich sollte ohnmächtig gewesen sein? Das ist wieder etwas Neues. Wer hat mich in dem Zustande der Ohnmacht gesehen?"

„Kein anderer als ich, und auf meinen eigenen Armen habe ich Dich in den Sopha getragen."

Aurelie brach in ein lautes Lachen aus.

„Die Erfindung ist nicht übel!" rief sie.

„In meiner Angst eilte ich, die Bedienung zu rufen — als ich mit Licht in das Boudoir zurückkehrte, war die Ohnmächtige verschwunden, um eine Viertelstunde später als muntere, reizende Gärtnerin wieder zu erscheinen!"

„Und das sagst Du mir erst jetzt?"

„Weil ich alles so natürlich fand, daß ich

glaubte, kein Wort darüber verlieren zu dürfen, auch wenn mir Zeit dazu geblieben wäre."

Aurelie spielte nachdenkend mit einem kleinen silbernen Messer, das sie zwischen den kleinen Fingern hielt. Die Blicke der beiden Männer waren auf sie gerichtet. Wolfgang mußte den Reiz des in seinem Ernste wunderbar schönen Gesichts der Sängerin bewundern. Die Beschuldigung einer Ohnmacht schien sie verletzt zu haben.

„Man treibt mich arg in die Enge!" sagte sie nach einer Pause mit einem erzwungenen Lächeln. „In dem Boudoir will mich der Eine ohnmächtig auf seinen Armen getragen haben, und dort — —" Sie unterbrach sich plötzlich: „Marie, Du wirst im Vorzimmer warten!"

Die Gärtnerin entfernte sich.

Karl stand vom Tische auf, und küßte seiner Geliebten die Stirn.

„Aurelie, ich hatte diese kleine Strafe verdient," sagte er zärtlich.

Sie verneigte sich.

„Ich behalte mir vor," sagte sie, „den Herren so bald als möglich Aufklärung in dieser geheimnißvollen Angelegenheit zu geben. Bis dahin aber

bitte ich, weder an die Ohnmacht noch an das Geschenk der Blumen zu glauben."

Die kleine Gesellschaft begab sich in den Musiksaal. Aurelie, die wieder völlig unbefangen geworden zu sein schien, unterhielt ihre Gäste noch eine Zeit lang durch Klavierspiel und Gesang. Es war Mitternacht, als sie nach der Stadt zurückritten.

Kaum war Aurelie allein, als sie Marien in das Zimmer rief. Das Mädchen bekannte Alles, noch ehe es dazu aufgefordert ward.

„Du sollst Dich in Deinem Vertrauen zu mir nicht getäuscht haben, Marie. Ich verzeihe Dir nicht nur Deine Eitelkeit, sondern ich schenke Dir auch das Kleid, das Dein Wohlgefallen in so hohem Grade erregt hat; jedoch unter einer Bedingung."

„Ach, gnädiges Fräulein, ich verspreche Ihnen, Alles zu thun!"

„Du verschweigst gegen jedermann das Geschehene. Fragt man Dich, so weißt Du nichts. Du begreifst wohl, daß es sich hier nur um einen Scherz handelt, der mir vereitelt wird, wenn Du plauderst. Und deshalb mußt Du Dich auch gegen den Legationsrath so stellen, als ob Du ihn wirklich in der Laube gesprochen hättest. Sollte Valen-

tin eifersüchtig werden, so übernehme ich es, ihn zu beruhigen. Uebrigens mache mir von allem genaue Mittheilung. Jetzt zur Toilette."

Marie begann ihren Dienst. Aurelie ließ sich in einem Sessel nieder, indem sie mit eigener Hand das schwere dunkele Haar lös'te.

„Wie kamst Du auf den Gedanken, Dich ohnmächtig zu stellen?" fragte sie.

„Ich hielt es für das einzige Mittel, mich zu retten," antwortete lächelnd Marie, indem sie das Haar ihrer Herrin flach zusammenlegte und unter einem schneeweißen Nachthäubchen verbarg. „Durchlaucht hielt mich für Fräulein Aurelie und wollte mich immer küssen. Ach, Sie hätten nur sehen sollen, mit welcher Hast er nach Licht rief, als er fühlte, daß ich niedersank. Er war so besorgt —"

„Und Du?"

„Ich habe eine fürchterliche Angst ausgestanden. Erst als ich in dem Garten war, konnte ich wieder Luft schöpfen."

„Ob Karl wohl eben so zärtlich gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, daß er Marien vor sich gehabt?" fragte sich lächelnd Aurelie, die durch den

Bericht Marien's sich hochbeglückt fühlte. „Gelingt es mir, hierüber Gewißheit zu erlangen, und den philosophischen Freund zu meinen Füßen zu sehen, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig — mein Triumph ist ein vollständiger. Bleibt er bei der Bäuerin, so habe ich verloren."

Die Toilette war vollendet, und Aurelie ging mit der Ueberzeugung zu Bett, daß Karl's Liebe zu ihr nichts erschüttern könne.

Marie traf Valentin, ihrer wartend, vor dem Gärtnerhäuschen. Der junge Mann befand sich in einer ungewöhnlichen Aufregung.

„Gut, daß Du endlich kommst!" flüsterte er mit erregter Stimme.

„Warum?" fragte sie verwundert. „Ist etwas vorgefallen?"

„O, sehr viel!"

„Was?"

„Jetzt begreife ich, warum Du Dich so gern mit dem seidenen Kleide putzen wolltest."

„Das ist mir lieb, Valentin."

„So, das ist Dir lieb? Ach, Du meinst wohl, nun brauchst Du mir keine Erklärung zu geben?

Marie, ich hätte nicht gedacht, daß Du so hinterlistig wärest."

„Valentin, willst Du mich kränken?"

„Nein, ich will Dir nur die Wahrheit sagen! Du hast Dich deshalb nach dem schönen Kleide gesehnt nicht um mir, sondern um dem Herrn aus der Residenz zu gefallen. Und das ist mir nun auch klar, daß Dir daran gelegen hat, überrascht zu werden. Man sollte Dich sehen und bewundern. Na, Deinen Zweck hast Du erreicht. Der vornehme Herr hat Dich recht schön gefunden."

„So?" sagte sie gleichgültig. „Wer hat Dir das gesagt?"

„Er selbst!"

„Du träumst, Valentin! Der Fremde hat mich weder gesehen noch gesprochen."

„Marie," flüsterte Valentin schluchzend, „das hätte ich nicht gedacht! Also nun legst Du Dich auf's Leugnen, um mich bei der Nase herumzuführen. Als ich dem fremden Herrn das Pferd zuführte, sagte er ganz leise zu mir: grüße die kleine Marie, mein Freund, und sage ihr, daß ich ihr nächstens ein Gegengeschenk für die schönen Blumen

machen würde, die sie mir in der Laube überreicht hat."

„Das sagte der Fremde?" rief Marie überrascht.

„Ja!"

„Dann hat er gelogen!"

„Aber er hat den großen Strauß, die seltensten und kostbarsten Blumen von unsern Beeten, mit nach der Stadt genommen. Ich habe ihn selbst in der Hand gehalten. Leugne nur nicht, Du bist mit ihm in der Laube gewesen, während ich voll Angst Dich im ganzen Parke suchte. Später begegnete er mir, und da sagte er, um mich zu täuschen, er habe Fräulein Aurelie gesehen. Ich lief Dir nach — er wollte mich zurückhalten — dann traf ich Dich noch in dem seidenen Kleide. O, dieses verwünschte Kleid! Es hat Dir den Kopf verdreht, und ich bin Dir nicht mehr gut genug."

Sie ergriff lächelnd seine Hand.

„Valentin," flüsterte sie ruhig, „traust Du mir nicht mehr?"

„Nein!" rief er weinend vor Zorn und Eifersucht. „Morgen ziehe ich ab, und Du kannst den Kammerdiener heirathen. Aber zuvor werde ich Alles dem Vater Beck erzählen."

„Das wirst Du unterlassen!" sagte sie ernst.

„Ah, fühlst Du Dich getroffen? Soll Vater Beck nicht wissen, daß Du ihn hintergehst?"

„Höre mich an."

„Nun, so belüge mich noch einmal!"

Sie wandte sich rasch ab, um in das Haus zu gehen. Valentin eilte ihr nach und hielt sie beim Kleide zurück.

„Marie!"

„Laß mich; Du verdienst nicht, daß ich noch ein Wort zu Dir rede. Anstatt Dich darüber zu freuen, daß mich die Leute für schön halten, ärgerst Du Dich und kränkst mich. Meinetwegen magst Du schweigen oder reden, bleiben oder gehen — ich werde nichts dagegen einwenden."

Der junge Gärtner bemächtigte sich ihrer Hand.

„Siehst Du? Siehst Du?" rief er in einem weinerlichen Tone, „Dir ist jedes Mittel recht, um mich loszuwerden. Kannst Du denn verlangen, daß ich ruhig zusehe, wenn Dich mir ein Anderer wegzufischen sucht? Du kennst mich noch nicht!" rief er drohend. „Weißt Du auch, wohin ich gehe, wenn Du mich zwingst, den Dienst zu verlassen?"

„Nein!" antwortete sie scheinbar ruhig, ob-

gleich ihr der Schmerz des guten Burschen weh that.

„Ich gehe nach der Sägemühle und stürze mich in die Steinbrüche. Dann trägst Du die Schuld an meinem Tode, und Du kannst Dich nach Belieben mit einem vornehmen Herrn verheirathen."

„Die Eifersucht, lieber Valentin, macht Dich taub und blind. An Deinen Tod glaube ich nicht, aber trotzdem verspreche ich Dir unter einer Bedingung, Deine Frau zu werden."

„Was ist denn das für eine Bedingung?"

„Daß Du mich nicht mehr mit Mißtrauen beleidigst. Was ich thue, geschieht im Auftrage Fräulein Aurelien's, die Dich zum Hofgärtner machen und überhaupt dafür sorgen will, daß wir uns heirathen können. Kannst und willst Du mir das versprechen, so ist die Sache abgethan."

„Mein Gott," sagte verwundert der Gärtner, „ich begreife nur nicht, was das Fräulein dabei haben kann, Dir solche Aufträge zu geben?"

„Frage sie selbst!"

„Ich?"

„Ja, ich veranlasse Dich dazu."

„Nein; ehe ich das wage, will ich Dir lieber blindlings vertrauen."

„Das lasse ich mir gefallen!" rief Marie. „Wenn Du Dich gut aufführst, sollst Du von heute an jeden Abend als Lohn einen Kuß bekommen. Hier hast Du den ersten."

Sie bot ihm den Mund, und Valentin drückte den ersten Kuß darauf. Dann schlüpfte sie in das Haus. Der gute Bursch starrte ihr noch einige Augenblicke nach.

„Nein," flüsterte er dann beruhigt, „sie kann nicht treulos sein; wenn sie mich nicht heirathen wollte, würde sie dem Fräulein nicht so zu Gefallen leben. Mag nun auch geschehen, was da will, ich werde ihr kein Wort mehr sagen — aber wenn die Herren aus der Residenz zu zärtlich werden, will ich mich an sie wenden. Und bin ich einmal verheirathet, so wache ich als Mann über meine Frau, dann habe ich von Rechtswegen das erste Wort zu reden. Gute Nacht, liebe Marie!"

Valentin verschloß das Haus, und ging in sein Kämmerlein.

Sechstes Kapitel.

Der Tapezierer Werner hatte sich das Vertrauen der Oberhofmeisterin im hohen Grade erworben; er war seit dem Vorfalle auf der Sägemühle ihr Factotum geworden. Die schlaue Frau glaubte auf diese Weise ihn am Sichersten zum Schweigen bewegen zu können. Hatte sie anfangs nur diesen Plan verfolgt, so hatte sich ihr später die Nützlichkeit des Bucklichten gezeigt, und sie beschloß, ihn in Bezug auf den Legationsrath, den sie aus tiefster Seele haßte, zum Spion zu verwenden, um seine Schwächen, Leidenschaften und überhaupt Alles zu erfahren, was ihr geeignete Mittel, ihn zu stürzen, bieten konnte. Der erste Angriff sollte in der Entziehung der Gunst des Fürsten bestehen. Hierzu wollte man die Eifersucht benutzen. Es handelte sich nun darum, die Geliebte Karl's kennen zu ler=

nen und einige Umstände zu erfahren, an welche die Medisance die erste Anknüpfung machen konnte.

Während dieser Vorarbeiten behandelte sie Nathalien mit fast mütterlicher Zärtlichkeit. Von einer Verbindung mit dem Kammerjunker war nicht mehr die Rede, obgleich sie den Heirathsplan nicht aufgegeben hatte. Aber sie wollte den Gegenstand von Nathalien's Neigung erforschen, ihn aus dem Wege räumen, und dann ihre Manipulationen wieder aufnehmen. Das junge Mädchen durfte natürlich nicht erfahren, daß die Papiere, die ihre väterliche Gewalt documentirten, entwendet seien. Zeit gewonnen, alles gewonnen! dachte sie. Die einzige Befürchtung, die sie beunruhigte, war die, daß die gestohlenen Papiere aufgefunden und zu ihrem Nachtheile verwendet werden könnten.

Eines Tags hatte Werner bis Mittag in dem Hause der Oberhofmeisterin gearbeitet. Er hatte Teppiche gelegt und Fenstervorhänge geordnet. Mit seiner Arbeitsschürze angethan, schlich er über den Corridor des ersten Stocks, und klopfte leise an eine Thür.

Eine Mädchenstimme forderte zum Eintreten auf. Der Bucklichte öffnete die Thür, und trat

leise in Nathalien's Zimmer. Das junge Mädchen saß am Fenster und war mit einer Stickerei beschäftigt. Bei dem Anblicke des kleinen Mannes legte sie freudig erstaunt die Arbeit bei Seite.

„Also dies ist Ihr Gefängniß?" fragte Werner, indem er lächelnd durch das freundliche Gemach blickte.

„Mein Gefängniß, das ich halb gezwungen, halb freiwillig gewählt habe. Ach," seufzte sie, „die Gefangenschaft wäre schon zu ertragen, wenn —"

„Wenn das Herz nicht so ungeduldig wäre!" ergänzte Werner. „Der arme Victor lebt in der ungebundensten Freiheit, und doch geht es ihm nicht um ein Haar besser. Die weite Natur ist ihm zu enge, seit er die Geliebte nicht mehr sehen kann. Es hat mir viel Mühe gemacht, ihn zu trösten."

„Mein lieber Freund, bevor wir weiter reden, sagen Sie mir, wo die Tante ist!" flüsterte ängstlich Nathalie. „Wenn sie uns überraschte, würde sie Argwohn schöpfen."

Werner steckte seine beiden großen Hände in die mit Nägeln gefüllten Taschen seiner grünen verschossenen Schürze, welche die ganze Brust bedeckte und bis an das Kinn hinaufreichte. Auf dem

Kopfe trug er ein schwarzes Sammtkäppchen. Das kleine verwachsene Wesen in den weißen Hemdärmeln bot einen possierlichen Anblick dar.

„Gutes Fräulein," sagte er lächelnd, „halten Sie mich für so unvorsichtig? Die Frau Oberhofmeisterin hat in diesem Augenblicke einen Besuch, der sie so fesselt, daß sie nicht daran denken kann, meiner Spur zu folgen."

„Wer ist bei ihr?"

„Rathen Sie."

„Der Kammerjunker?"

„Er selbst."

„Seit langer Zeit das erste Mal wieder."

„Der schöne Herr ist unangemeldet gekommen; hieraus schließe ich, daß er wichtige Gegenstände zu verhandeln hat. Wie mir schien war der Besuch Ihrer gnädigen Tante nicht eben angenehm, und sie hat sich mit einem verdrießlichen Gesichte in ihr Zimmer begeben."

„Was bedeutet das?" fragte Nathalie in gespannter Neugierde.

„O, das bedeutet sehr viel!" antwortete Werner geheimnißvoll und wichtig. „Unsere Angelegenheiten stehen vielleicht besser als wir glauben; die

des Junkers hingegen haben sich verschlechtert. Doch lassen wir das jetzt, wir haben Wichtigeres zu verhandeln. Diesen Nachmittag treffe ich Herrn Victor."

„Wo?"

„Sie wissen, mein junger Herr ist sein Freund."

„Ganz recht."

„Beide haben auf dem Lande eine Zusammenkunft verabredet. Herr Wolfgang ist diesen Morgen schon ausgewandert, ich blieb zurück, um meine Kundschaft zu wahren, werde aber in einer Stunde spätestens ebenfalls ausrücken. Schreiben Sie rasch einige Zeilen. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie in den kleinen Saal, wo Sie mich noch bei der Arbeit treffen werden. Sollten Sie zufällig dem Junker begegnen, so seien Sie hübsch freundlich und zuvorkommend. Ich weiß, Sie müssen in einen sauern Apfel beißen — aber denken Sie an Victor, und die saure Frucht wird Ihnen süß werden. Das wollte ich Ihnen sagen."

„Und wann bringen Sie mir Antwort?"

„Morgenfrüh komme ich wieder zur Arbeit."

Werner ergriff die kleine Hand Nathalien's und küßte sie, wobei er sich höchst graziös verneigte.

Dann verschwand er aus dem Zimmer, dessen Thür er leise und vorsichtig schloß. Nathalie holte hastig ihr Schreibmaterial hervor.

Kaum hatte Werner seine Arbeit in dem Saale wieder begonnen, als eine Seitenthür geöffnet ward und der Kammerjunker mit der Oberhofmeisterin erschien. Es entging dem aufmerksamen Tapezierer nicht, daß sich Beide in großer Aufregung befanden, obgleich sie es durch Freundlichkeit zu verbergen suchten.

„Ah, der kleine Bucklichte!“ rief der Junker scherzend. „Wie stattlich er in seinem Arbeitskostüme aussieht!“

Werner hob sein schwarzes Käppchen ein wenig, und fuhr dann ruhig fort, die Falten eines Fenstervorhangs zu ordnen.

„Es ist mir lieb, daß ich Euch treffe, Werner.“

Der Tapezierer sah zur Seite.

„Viel Ehre für mich, gnädiger Herr. Was steht zu Diensten?“

„Erlaubt mir meine werthe Freundin?“ wandte sich der Kammerjunker zu der Oberhofmeisterin.

„Ohne Zwang, mein lieber Freund! Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige.“

Die Oberhofmeisterin sagte diese Worte in einem Tone, der deutlich ihren Unmuth verrieth.

Werner horchte verwundert auf. Er nahm sein Käppchen ab und trat dem Hofherrn entgegen, in dessen Gesicht sich Spott und Ironie zeigten.

„Ich habe eine Arbeit für Euch, Freund Werner!" begann der Junker. „Wollt Ihr sie annehmen?"

„Gern, gnädiger Herr. Womit kann ich dienen?"

„Man sagt, Ihr seid Dichter."

„Da thut man mir zu viel der Ehre an; ich bin ein Mensch, der nur ein wenig reimen kann."

„Das bleibt sich gleich."

„Es reimt sich Manches, doch ist's ungereimt, wie tolles Zeug, das man im Schlafe träumt; doch, gnäd'ger Herr, die wahre Poesie entbehret des Gereimten nie."

„So reimt oder dichtet — aber macht mir ein Loblied auf die Beständigkeit der Frauen!" rief lachend der Kammerjunker. „Liefert das Gedicht, und fällt es gut aus, so mache ich Euch zu meinem Leibpoeten."

Er verneigte sich und ging schnell aus dem

Zimmer wie ein Mann, der eine große Heldenthat verrichtet hat. Die Oberhofmeisterin, welche diese Anspielung nur zu gut verstand, blieb zurück, sie gab dem Gaste nicht das Geleit durch den Garten. Der Tapezierer wandte sich ruhig wieder zu seiner Arbeit.

„Halt," dachte er dabei, „hier ist etwas vorgegangen. Der Plan dieses würdigen Mannes scheint an der Unbeständigkeit der Alten scheitern zu wollen. Das ist Wasser auf unsere Mühle. Doch vor der Hand werde ich mich stellen, als ob ich von der ganzen Sache nichts verstände."

Kaum hatte die Oberhofmeisterin das Zimmer verlassen, als Nathalie erschien.

„Wo ist der Brief?" flüsterte Werner.

„Hier."

„Geben Sie. Die Sachen stehen vortrefflich."

„Ist etwas geschehen?" fragte Nathalie gespannt.

„Der Bräutigam ist wüthend — Ihre Tante scheint eingesehen zu haben, daß Sie keine Frau für den alten Gecken sind, oder richtiger, daß er kein Mann für Sie ist. Soviel steht fest, es ist ein Bruch zwischen den beiden Alliirten eingetreten.

Hoffen Sie, Fräulein, vielleicht ist Ihre Gefangenschaft bald zu Ende."

Das Zeichen zum Mittagsessen wurde gegeben. Nathalie ging in den Speisesaal und Werner in das Domestikenzimmer. Eine halbe Stunde später verließ der Tapezierer das Haus, um seine Wanderung nach der Sägemühle anzutreten. Er wählte heute den Fußweg durch den Wald, der zwar beschwerlicher als die große Straße, aber doch vor der brennenden Mittagssonne geschützt war. Trotz seines gebrechlichen Körpers schritt der kleine Mann rüstig dahin, und noch war keine Stunde verflossen, als er bei der Waldschenke ankam, in der er sich zu erholen pflegte. Der schöne Sommertag, der herrliche Wald mit seinen gefiederten Sängern, und vorzüglich die Wahrscheinlichkeit, daß Nathaliens Angelegenheiten sich zum Guten wenden würden, alles dies hatte unsern Improvisator in eine fröhliche Stimmung versetzt. In dankbarer Freude gedachte er Wolfgangs, der den ersten Grund zu seiner sorgenfreien Existenz gelegt hatte. Wie anders erschien ihm heute die Natur, wie froh konnte er ihrer werden! Wenn er sonst das schöne Thal durchwanderte, drückten Nahrungssorgen seinen

Muth darnieder und die Zukunft zeigte sich ihm wie ein drohendes Gespenst — heute trug er einen gefüllten Geldbeutel in der Tasche, der ihm erlaubte, nach Gefallen Hunger und Durst zu stillen, und die Zukunft war ihm durch die bequeme Anstellung bei seinem großmüthigen jungen Herrn gesichert. Zum ersten Male überdachte er ernstlich seine gegenwärtige Lage, und zum ersten Male fragte er sich:

„Was fehlt Dir noch, Werner, um ganz glücklich zu sein?"

Da tauchte, gleichsam als Antwort auf diese Frage, Gretchens Bild vor seinem innern Auge auf, und die alte Liebe erwachte wieder.

„Bin ich im Stande, sie glücklich zu machen?" murmelte er vor sich hin. „Ach, ich bin ja nur ein armer Krüppel! Das ist ein gräßliches Loos. Wäre ich ein Mensch mit wohlgeformten, gesunden Gliedern, erregte der Anblick meiner erbärmlichen Person nicht Grauen und Mitleiden, ich würde jetzt der glücklichste Mensch von der Welt werden können. Dann wäre es möglich, mich um Gretchens Liebe zu bemühen und um ihre Hand zu werben. Ich erinnere mich, daß mir mein Vater einmal erzählte, ich sei in meinen ersten Lebens-

jahren ein schlanker, wohlgewachsener Knabe gewesen, und alle, die mich gesehen, hätten ihre Freude an mir gehabt — da sei ich eines Tags von dem Arme meiner Mutter aus dem Fenster gestürzt, und von dieser Zeit an wäre ich ein Gegenstand des Mitleids gewesen. Gott verzeihe meiner Mutter, daß sie nicht besser für ihr Kind gesorgt hat. Mag es Nachlässigkeit oder Versehen sein — ihr verdanke ich mein trauriges Loos, denn die Natur hat mich anders erschaffen. Was hilft's, ich muß mich fügen. So will ich denn das kurze Leben nach meiner Weise genießen, und da mich Gretchen nicht lieben kann, soll sie mich wenigstens achten. Weg mit Grillen, weg mit Sorgen, ich will froh und heiter sein, denn wer weiß, ob nicht schon morgen treten Pein und Jammer ein!"

Werner ging in die Schenke. Das schwarze, finstere Wirthszimmer war leer und still, aber in der Laube, die vor dem Fenster im Garten stand, ließ sich der Tumult einer frohen Gesellschaft hören. In das Gelächter und Gemurmel der rauhen Stimmen mischte sich das Rollen der Kugel und das Gepolter der geworfenen Kegel. In dem Schatten der dichten Lindenlaube hatte sich eine

fröhliche Kegelgesellschaft vereinigt. Rauhe Stimmen stießen mitunter ein wüstes, brüllendes Gelächter aus, während andere gräßlich fluchten.

Der Wirth, ein alter Bauer, erschien. Werner forderte Trank und Speise. An einem Tische, der dicht neben dem geöffneten Fenster stand, nahm der hungrige Tapezierer sein frugales Mahl ein. Ohne es zu wollen, ward er Zeuge der Unterhaltung, welche die Kegelgesellschaft führte. Sein Interesse daran steigerte sich mit jedem Augenblicke; trotz dem aber ließ er sich nicht stören, seinen Appetit zu befriedigen.

„Die Kugel war gut," brüllte die rauhe Stimme eines Mannes, der ohne Zweifel betrunken war, denn man unterschied die Schwere seiner Zunge. „Noch einen solchen Wurf, Lucas, und Du hast die Uhr gewonnen."

„Das wußte ich im Voraus," antwortete Lucas, „denn ihr alle seid auf der Bahn nur Stümper gegen mich. Sommer hat stets das große Wort; aber wo bleibt er mit der That? Wahrhaftig, der Brave steht am schlechtesten!" fügte er lachend hinzu.

„Zweifelt nicht an meiner Geschicklichkeit;

wenn ich nicht stets Unglück hätte, würde ich Euch längst todt gemacht haben. Achtung, diese Kugel muß das Ihrige thun."

„Achtung, unser Meister ist an der Reihe!" riefen mehrere Stimmen.

Eine Pause trat ein, und die Kugel rollte; gleich darauf erhob sich ein schallendes Gelächter. Ein fürchterlicher Fluch übertönte die wiehernden Stimmen.

„Nennt ihr das Ungeschicklichkeit oder Unglück?" brüllte Sommer. „Die Kugel ging bis zur Mitte gut, dann schlug sie plötzlich ab. Ich mag anfangen, was ich will, der Teufel hat stets seine Hand im Spiele. Und dabei soll die Wirthschaft gedeihen!"

„Es ist wahr, der gute Sommer ist ein Unglücksvogel!" rief Lucas. „Ihr wißt, daß ich ihm gewisse Papiere schenkte — er hat sie verloren, ohne sie angesehen zu haben. Ich wette, daß ihm daraus ein Verlust erwachsen ist. Na, tröste Dich, alter Freund, gewinne ich die Uhr, so theile ich mit Dir — hier hast Du meine Hand darauf!"

„Ha, ha, ha! Jeder bekommt eine halbe Uhr!" lachte ein dritter Mann. „Der Spaß ist

gut! Lucas, Du bist ein witziger Kerl, das muß Dir der Neid lassen. Also Sommer theilt mit Dir den Gewinn."

„Ich habe mein Wort gegeben, und das halte ich! Sommer ist Familienvater, und darum muß man Rücksicht auf ihn nehmen. Du sollst sehen, Alter, daß ich Dein wahrer Freund bin. Aufgepaßt, jetzt kommt die verhängnißvolle Kugel! Hurrah, da liegen sie — alle neun!"

„Lucas hat gewonnen! Hier ist die Uhr!"

In diesem Augenblicke erschien der Wirth wieder; er hatte die letzten Worte, die draußen gesprochen wurden, noch gehört.

„Dem Himmel sei Dank," murmelte er, „daß das Spiel zu Ende ist. Nun werden die Kerls wohl abziehen."

„Sind Euch jene Leute keine willkommenen Gäste?" fragte Werner. „Wie mir scheint, haben sie Euerm Keller tüchtig zugesprochen."

„Das wohl, Herr; es wäre mir aber lieber, wenn sie mein Haus nicht besuchten. Ich wohne hier abgelegen im Walde, und da darf man sich dergleichen Menschen nicht zu Feinden machen. Es

ist liederliches Gesindel, das man allen Grund hat zu fürchten."

„So kennt Ihr sie?"

„Nur jenen schwarzen Kerl mit dem zerlumpten blauen Kittel — er ist der verunglückte Windmüller, der hart an der Grenze wohnt. Der Mann lebte früher in guten Verhältnissen, jetzt ist er so heruntergekommen, daß er bettelt, wie man sagt. Ich nehme nie Geld von ihm, um ihn nur rasch wieder loszuwerden, wenn er kommt. Seit einiger Zeit bringt er diese saubere Gesellschaft mit — —"

Der Wirth schwieg, denn die Thür ward hastig geöffnet, und Sommer und Lucas traten ein. Werner zog seinen Geldbeutel, um die Zeche zu bezahlen, er wollte sich entfernen, um mit der wüsten Gesellschaft nicht in Berührung zu kommen.

„He, Wirth," rief Lucas, der sich in einer heitern Branntweinslaune befand, „komm einmal her, wir können vielleicht ein gutes Geschäft machen. Siehst Du dieses kleine Ding?"

Und Lucas hielt eine silberne Taschenuhr empor, die an einer braunen Haarkette hing.

„Ich sehe sie!" antwortete mürrisch der Wirth.

„Sie geht pünktlich wie die Sonne selbst und liegt in zwei Gehäusen von schwerem Silber.

„Nun, was ist es damit?"

„Du sollst mir die Uhr abkaufen; sie ist ein Gewinn, den ich mit meinem Freunde hier zu theilen versprochen habe. Für einen Mann, der mitten im Walde wohnt, ist eine gute Uhr unentbehrlich."

Der Wirth weigerte sich entschieden, und führte als Hauptgrund an, daß er in dieser Zeit kein Geld auf solche Käufe verwenden könne.

Da sah Lucas Werner's mit Silbergeld gefüllten Beutel, den Sommer längst schon gierig betrachtet hatte.

„Ah," rief er, „der kleine Herr ist gut bei Kasse, er reißt uns wohl aus der Verlegenheit. Was bieten Sie?" fragte er, indem er sich ohne Umstände an den Tisch setzte und dem überraschten Tapezierer die Uhr zuschob.

„Bin schon versehen," gab er ruhig zur Antwort, indem er auf seine Kette deutete. „Meine Uhr ist so zuverlässig, daß ich keiner andern bedarf."

Der Leinwandhändler fuhr mit der Hand durch seine grauen Haare als ob er ärgerlich sei über das Mißlingen des Handels, von dem er sich

einen sichern Erfolg versprochen hatte. Seine kleinen gerötheten Augen schossen blitzende Blicke auf den Lederbeutel, den Werner zusammenzog und in die Tasche steckte, nachdem er dem Wirthe seine Zeche bezahlt hatte.

„Lieber Herr," stammelte Sommer mit schwerer Zunge, „Sie brauchen zwar unsere Uhr nicht, aber wir brauchen Ihr Geld! Die Theilung muß jetzt geschehen, ohne Geld kann ich nicht abziehen. Sie müssen kaufen!"

„Ruhe, grober Mensch!" befahl Lucas. „Wenn man Geschäfte machen will, darf man nicht mit der Thür in's Haus fallen. Der hübsche kleine Herr mag sich den Handelsartikel nur genau ansehen, er wird dann schon Lust bekommen, vorzüglich wenn er den Preis hört, den ich zu fordern gedenke."

Werner erhob sich langsam von dem Tische und ergriff seinen Hut.

„Es thut mir leid," sagte er; „aber Sie sehen, daß ich bereits eine Uhr besitze. Sie finden wohl noch einen andern Käufer —"

„Mein schöner Herr," rief Lucas spöttisch, „Ihnen würde es prächtig stehen, wenn Sie in jeder

Westentasche eine Uhr trügen! Wie würden die jungen Mädchen nach Ihnen schielen! Meiner Treu, unsere Uhr kann eine prächtige Heirath zu Wege bringen. Sie werden nicht mehr daran zweifeln, wenn Sie alle Eigenschaften dieses kleinen Dings kennen. Horchen Sie, mein kleiner Herr, und Sie werden staunen."

Bei diesen Worten hatte Lucas die Uhr ergriffen. Er drückte an dem Ringe derselben, und es ließen sich hell klingende Schläge vernehmen.

„Eine Repetiruhr!" dachte der überraschte Werner. „Wie kommt ein solches Werk in die Hände dieser Menschen? Was fordert Ihr?" fragte er, theils aus angeborenem Instinkte sich Aufklärung zu verschaffen, theils aus Furcht mit diesen offenbar verdächtigen Menschen in Händel zu gerathen; er hielt es für das Beste in Frieden zu scheiden.

„Ah, das hat gewirkt!" rief Lucas lachend, bei dem die Wirkungen des genossenen Spiritus immer deutlicher hervortraten. „Zahlen Sie sechs Gulden, Herr, und nehmen Sie die Spielerei. Nicht wahr, Sommer, drei Gulden reichen hin, um Deine Rangen vor der Hand satt zu füttern?"

„Ja!“ murmelte der Mann im Kittel.

Der Tapezierer prüfte die Uhr, die man ihm aufgedrungen, und fand, daß der geforderte Preis unverhältnißmäßig zu dem Werthe derselben sei. Er machte nicht allein einen vortheilhaften, sondern auch einen klugen Handel, der ihn vor fernern Angriffen schlechter Menschen schützen sollte. Er zog seinen Beutel, und zahlte das geforderte Geld. Lucas und Sommer theilten die Summe.

„Sie haben recht gethan, lieber Herr,“ flüsterte der Wirth; „man wird Sie nun unangefochten ziehen lassen. Solche Menschen darf man sich nicht zu Feinden machen.“

„Holla, Wirth, einen Krug Bier!“ rief Sommer, der sich auf die Bank hinter dem Tische geworfen hatte. „Bringe Doppelbier, denn ich kann es heute bezahlen!“

„Nun, Sommer, bin ich Dein Freund?“ rief Lucas, der sich oben auf den Tisch gesetzt hatte und mit dem Arme den Kopf seines Gefährten umschlungen hielt.

„Mein bester Freund, und darum werde ich Dich hoch leben lassen! Wenn nur der verdammte

Roßkamm erst von Frankfurt zurückgekehrt wäre!“ fügte er stammelnd hinzu.

Lucas stieß den Kopf des Betrunkenen zurück.

„Still, Trunkenbold!“ flüsterte er. „Einen frischen Krug, Wirth!“ rief er dann aus, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

In diesem Augenblicke sah er Werner, der seinen Stock in der Hand, mit dem Wirthe das Zimmer verlassen wollte. Er sprang von dem Tische herab, und ging schwankend zu ihm.

„He, kleiner Herr mit den zwei Uhren, noch ein Wort! Sie haben sich so generös gezeigt, daß ich Ihren Namen wissen möchte — wer sind Sie?“

„Was thut mein Name zur Sache?“ fragte Werner. „Ich habe baar gezahlt, und der Handel ist abgeschlossen. Ist er ihnen aber leid, nun so bin ich bereit — —“

„Das will ich damit nicht sagen, lieber Herr. Ich bin Kaufmann, und gute Kunden muß man warm halten. Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie?“

„Ich wohne in der Stadt, und heiße Werner!“ antwortete der Tapezier, der längst des lästigen Menschen überdrüssig war. Dann wollte er sich entfernen.

„Werner?" rief Lucas wie erschreckt, und indem er die Augen aufriß, als ob er den Bucklichten verschlingen wollte.

Der Tapezier blieb überrascht stehen, und sah prüfend den Mann an, der kurz zuvor noch so aufgeregt gewesen und jetzt wie eine Bildsäule vor ihm stand. Und er konnte auch wohl mit Recht über die Wirkung erstaunt sein, welche die Nennung seines Namens hervorgebracht hatte, denn sie war so groß, daß es schien, als ob Lucas plötzlich seinen Rausch verloren habe.

„Seltsam!" dachte Werner. „Außer mir giebt es in dieser Gegend keinen Menschen, der so auffallend gewachsen ist, und den Namen Werner findet man oft — wie kann dieser Mann, der, soviel ich mich erinnere, mir noch nie zu Gesicht gekommen ist, durch meinen Namen so überrascht sein? Ueber meine Gestalt hat er gespöttelt, und über meinen Namen erschrickt er."

„Lieber Herr," sagte Lucas in einem völlig veränderten Tone, „Sie sind aus der Stadt?"

„Ja."

„Und Ihr Vorname?"

„Ludwig."

„Ludwig!" wiederholte Lucas. „Element, das hätte ich nicht gedacht!"

„Kennen Sie mich denn?"

„Ich glaube! Aber forschen Sie doch einmal in Ihrem Gedächtnisse, ob Sie sich meiner nicht erinnern?"

„Nein!"

„O, das glaube ich, denn ich habe mich stark verändert, und Sie waren ein kleines, gebrechliches Kind, als ich Sie das letzte Mal sah. Ja, verwundern Sie sich nur, ich bin vielleicht Ihr ältester Bekannter. Und Sie erinnern sich wirklich meiner Züge nicht mehr?"

„Gewiß nicht; aber ich glaube, wenn Sie meinem Gedächtnisse ein wenig zu Hülfe kommen; so wird es mir möglich sein — —"

„Nein, lieber Herr, dazu ist hier der Ort nicht," antwortete Lucas mit einem Seitenblicke auf Sommer; „aber bezeichnen Sie mir Ihre Wohnung, und ich statte Ihnen einmal einen Besuch ab. Dann wollen wir plaudern, und ich kann Ihnen manchen Aufschluß über Ihre erste Jugend geben — vorausgesetzt, daß Sie jener Ludwig Werner sind, der bei einem gewissen Tapezierer in J. erzogen wurde."

„Der bin ich! Aber um des Himmelswillen, woher wissen Sie, was hier zu Lande keinem Menschen bekannt ist?“

„O, ich weiß vielleicht noch mehr, was Ihnen unbekannt ist. Sehen Sie, Herr Werner, Sie haben die Uhr nicht zu theuer bezahlt, und wenn Sie eine zehnfach größere Summe gegeben hätten. Das ist ein merkwürdiger Zufall, daß sie gerade in Ihre Hände kommen mußte — bewahren Sie die Uhr, sie hat für keinen Menschen in der Welt einen so hohen Werth, als für Sie — Element, Sie sind der eigentliche Besitzer!“

Werner's Erstaunen läßt sich denken. Er konnte nicht da ranzweifeln, daß dieser Mensch, den er in einer so wüsten Gesellschaft vorgefunden, mit seinen frühern Lebensverhältnissen bekannt sein mußte.

„Sie spannen mich auf die Folter!“ stammelte er. „Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher.“

Der Wirth trat mit Bierkrügen ein.

„Trink, Lucas!“ brüllte Sommer, der den Krug hastig ergriff, und einen derben Zug that.

„Nennen Sie mir Ihre Wohnung!“ flüsterte Lucas.

Der Bucklichte bezeichnete sie ihm.

„Wann kommen Sie?" fragte er.

„Den Tag kann ich jetzt nicht bestimmen, da es meine Handelsgeschäfte nicht erlauben: aber rechnen Sie fest auf meinen Besuch. An einer Unterredung mit Ihnen liegt mir mehr, als Sie denken."

In diesem Augenblicke stürmte der Rest der Kegelgesellschaft in das Zimmer; es waren drei angetrunkene Kerls in halb städtischen, halb bäuerischen Kleidern. Als sie den Bucklichten erblickten, stießen sie ein brüllendes Gelächter aus.

„Donnerwetter!" rief der Eine, „das ist ein zierliches Kerlchen! Wie er sich herausgeputzt hat — als ob er zum Tanze gehen wollte."

„Lucas befindet sich in vornehmer Gesellschaft!" rief ein Anderer. „Nun ist es begreiflich, warum er nicht zurückkommt."

„Alle Wetter!" rief der Dritte. „Sommer vertrinkt schon den Gewinn. Habt Ihr die Uhr glücklich verschachert? Herr Wirth, Bier, Bier! Sind das Lumpen, sie wollten ohne uns trinken!"

„Der kleine Mann hat noch viel Geld!" lallte Sommer. „Wendet Euch an ihn — er hat die Uhr gekauft und kann traktiren. Lucas hat schon

Bekanntschaft mit ihm gemacht! Ah, Lucas ist ein Teufelskerl!"

Der eine der Spießgesellen ergriff Werners's Arm und wollte ihn zum Tische schleppen.

„Halt," rief Lucas, indem er den Betrunkenen zurückstieß, „so geht das nicht! Wenn der Herr freiwillig bei uns bleiben will, so habe ich nichts dagegen — wer ihn zwingt, bekommt es mit mir zu thun!" — Und wie eine Schutzwehr stellte er sich vor den kleinen Mann. Die Andern brachen wiederum in ein wieherndes Gelächter aus.

Werner sah voraus, daß sich unter den erhitzten Gemüthern ein Streit erheben würde, der nicht ohne Wahrscheinlichkeit mit einer Prügelei endigen konnte. Er beschloß, die auflodernde Flamme zu löschen.

„Bringt jedem der Herrn einen Krug Bier auf meine Rechnung!" wandte er sich zu dem Wirthe.

Diese Worte wirkten. Tobend setzten sich die lustigen Gesellen an den Tisch und begannen mit den Fäusten zu trommeln, daß die Fensterscheiben erklirrten. Werner und Lucas traten auf die Hausflur hinaus.

„Nun gehen Sie, Herr," sagte rasch der Leinwandhändler. „Sobald ich kann, bin ich bei Ihnen!"

Der Tapezierer versuchte es, etwas Näheres über die Beziehung zu erfahren, in welcher Lucas zu ihm stand — es war vergebens, mehr als das Versprechen des Besuchs gab der seltsame Mensch nicht, und Werner entfernte sich, nachdem er den Wirth bezahlt hatte, der ihm zuflüsterte, daß er klug gehandelt habe, und daß er sich weiter nicht mit dem Gesindel einlassen möge. Obgleich Werner große Ruhe und Gelassenheit besaß, und alle Begebenheiten, auch wenn sie ihn selbst berührten, mit ruhigem Verstande in ihren Ursachen und Wirkungen prüfte — hier vermochte er eine Aufwallung nicht zu unterdrücken, denn es schien, als ob er über die erste Zeit seines Lebens, die für ihn mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt war, einiges Licht erhalten würde. Lucas, wie er den Mann hatte nennen hören, war ihm ein völlig fremder Mensch; soviel er auch in seinem Gedächtnisse forschte, er konnte sich nicht erinnern, die Züge desselben je gesehen zu haben. Der Umstand, daß der Name die Aufmerksamkeit desselben erregt, und nicht seine Mißgestalt, gab ihm zu mancherlei

Schlüssen und Annahmen Anlaß. Nachdenkend verfolgte er den Fußpfad, der sich zwischen schlanken Birkenstämmen in dem schattigen, kühlen Thale fortzog. Mehr als einmal betrachtete er die Uhr: sie trug außer dem gewöhnlichen Fabrikzeichen nichts, das seine besondere Aufmerksamkeit erregen konnte. Sonst war sie ein gutes Stück, das ohne Zweifel ein wohlhabender Bürger besessen hatte. Wie aber kam sie in die Hände jenes verdächtigen Mannes? Wer hatte sie als Preis für den besten Wurf ausgesetzt? Wie konnte sie für ihn, weil er den Namen Werner führte, von so großem Interesse sein? Warum hatte Lucas sich ihm nicht gleich eröffnet, wenn ihm soviel an einer Unterredung lag, wie er sagte? Soviel er auch nachdachte, soviel er auch die Vergangenheit, deren er sich zu erinnern vermochte, mit der Gegenwart zusammenstellte, es war dem grübelnden Werner unmöglich, auch nur einen oberflächlichen Zusammenhang in die Begebenheiten zu bringen. Er beschloß, die Annäherung des Lucas ruhig zu erwarten und bis dahin sein gewohntes Leben ohne Unterbrechung fortzuführen. Die Erlebnisse in der Waldschenke sollten ein Geheimniß bleiben. Nach reiflicher Ueberlegung warf

er sich selbst die Frage vor: ob es nicht besser sei, wenn der versprochene Besuch gar nicht erfolgte und wenn er mit den Gästen des Wirthshauses in weiter keine Berührung käme? Eine Veränderung seines Lebens, wie es sich jetzt durch die Verbindung mit dem jungen Wolfgang gestaltete, erschien ihm nicht wünschenswerth.

Plötzlich lichtete sich der Wald, und Werner, der auf eine Wiese trat, bemerkte zu seiner unangenehmen Ueberraschung, daß er über dem Nachsinnen den rechten Weg verfehlt hatte. Statt der Sägemühle lag ein Haus vor ihm, das er noch nicht gesehen hatte — es war Sommer's Wohnung. Völlig unbekannt mit der Gegend, war er gezwungen den Weg nach der Sägemühle zu erfragen. Er trat durch eine Lücke der verfallenen Mauer in den wüsten Hof und ging der halb geöffneten Thür zu. Still wie die Umgebung war auch das Innere des armseligen Gebäudes. Werner stand lauschend auf der halb dunkeln Hausflur. Nirgends regte sich ein Laut. Der Ort des Mangels und des Elends erfüllte ihn mit einem unheimlichen Gefühle. Schon wollte er den Rückweg antreten, als er das Geschrei eines kleinen Kindes hörte. Gleich

darauf ließ sich auch die schwache Stimme einer Frau vernehmen, die das zarte Geschöpf zu beruhigen suchte. Es gelang, und nach einigen Augenblicken schwieg der Säugling.

„Großer Gott," jammerte die Mutter, „ist das ein Unglück! Wäre ich nur nicht krank, könnte ich nur das Lager verlassen, um für meine Kinder zu sorgen!"

Dann hörte Werner ein Gebet flüstern, das endlich in ein lautes Schluchzen überging.

Es war nicht schwer, die völlige Hülflosigkeit der armen Frau zu errathen. Ein inniges Mitgefühl erwachte in Werners Brust.

„Es wäre Sünde," dachte er, „wollte ich mich entfernen, ohne Hülfe gebracht zu haben."

Vorsichtig öffnete er die schwarze Stubenthür, die, weil sie kein Schloß hatte, nur angelegt war. Er trat in ein niedriges, schmutzig aussehendes Zimmer, dasselbe, das der Leser kennen lernte, als die Diebe ihre gemachte Beute dem Roßtäuscher anvertrauten. Der mitleidige Werner ließ sich durch den Anblick dieses traurigen Raums nicht abschrecken, er zog die Thür hinter sich an und ging einige Schritte weiter.

„Wer ist da!“ rief aus der Kammer dieselbe Frauenstimme, die er bereits gehört hatte. „Bist Du es, Philipp? Es ist hohe Zeit, daß Du kommst! Hast Du den Vater gefunden?“

Werner wollte die Frau nicht in der Täuschung lassen. Um sie zu beruhigen, antwortete er leise:

„Erschrecken Sie nicht, liebe Frau — ein Vorübergehender ist eingetreten, weil er Ihre Klagen gehört hat. Sie scheinen hülflos zu sein — —“

„Wer sind Sie denn? Was wollen Sie?“

„Ich komme nicht in böser Absicht — kann ich helfen, so seien Sie gewiß, daß es geschieht. Sie sind krank?“

„Ach Gott ja, ich bin sehr krank!“ seufzte die Frau, die durch die freundlichen Worte Werners beruhigt war. „Mein Mann ist ausgegangen, und ich befinde mich mit meinem jüngsten Kinde ganz allein im Hause. Die Sorge um meine übrigen Kinder, die draußen spielen, läßt mir keine Ruhe — ach, und ich kann nicht aufstehen! Mein gewissenloser Mann hat sich schon seit diesem Morgen entfernt, er kennt meine Noth, und doch läßt er mich so lange allein.“

Die arme Frau begann heftig zu weinen. Das Schluchzen durchschnitt dem Tapezierer die Seele.

„Wer ist denn Ihr Mann, liebe Frau?“ fragte er theilnehmend.

„Sie sind fremd, sonst würden Sie wissen, daß Sie sich in dem traurigen Hause des Windmüllers Sommer befinden. Ach ja,“ fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „wer uns kennt, kommt nicht zu uns, alle Welt flieht uns, seit wir im Elende sind. Man sieht es ruhig mit an, daß wir langsam untergehen. Wenn auch mein Mann, der sich aus Verzweiflung dem Trunke ergeben hat, nicht von Schuld freizusprechen ist — aber was haben denn die armen Kinder, was habe ich gethan, daß sich kein Mensch um uns kümmert? Ach, wir haben oft Tage lang keinen Bissen Brod im Hause. Könnte ich nur arbeiten, aber ich bin sehr krank!“

„Meine liebe Frau, man muß der Behörde Anzeige machen, sie wird gewiß helfen, wenn sie den ganzen Umfang Ihres Elends kennt.“

„Die Behörde, lieber Herr, kennt den Jammer unserer Familie, wenigstens der Amtmann weiß darum; aber trotzdem schickt er nur seine Diener, wenn es Steuern zu erheben gilt. Vor einiger

Zeit haben sie unsere letzte Kuh mitgenommen, die mir und meinem kleinen Kinde Milch gab, daß wir nicht zu verschmachten brauchten — jetzt haben wir gar nichts mehr. Du lieber Gott, was soll aus uns noch werden!"

Werner erinnerte sich, in der Waldschenke den Namen Sommer gehört zu haben; er glaubte nicht zweifeln zu dürfen, daß der gewissenlose Familienvater sich unter den zechenden Gesellen befindet.

„Das ist gräßlich!" dachte er. „Während hier die kranke Frau mit den Kindern verschmachet, lebt der Mann in lustiger Gesellschaft."

Er fragte nun die Frau nach dem Aussehen ihres Mannes. Sie beschrieb ihn.

„Armes Weib!" seufte Werner. „Dann hoffen Sie nicht, daß er sobald zurückkehrt."

„Warum?"

„Weil ich ihn betrunken in einer fröhlichen Gesellschaft gesehen habe."

„Wo?"

„In einer Schenke, die drüben im Walde liegt."

„Gerechter Gott!" jammerte verzweiflungsvoll die Frau. „Von ihm ist nichts mehr zu hof-

fen. So lange er den Lucas nicht kannte, suchte er wenigstens für uns zu sorgen — dieser Mensch hat uns völlig zu Grunde gerichtet."

„Lucas, sagen Sie?" fragte Werner aufhorchend.

„Er ist ein Leinwandhändler — wenigstens giebt er sich dafür aus — haben Sie ihn nicht bei meinem Manne gesehen?"

„Ja, ich habe ihn gesehen! Können Sie mir Näheres über ihn sagen?"

„Ich weiß nur, daß er meinen Mann oft abholt, um mit ihm Handelsgeschäfte zu machen, wie er sagt. Sonst ist er mir unbekannt. Aber soviel weiß ich, daß er meinen Mann zum Trinken und Spielen verleitet, und daß er oft die Nacht bei uns zubringt."

An dem Geräusche hörte Werner; daß die kranke Frau erschöpft in das Bett zurücksank. Dann begann das Kind wieder so heftig zu weinen, daß die Mutter in laute Klagen ausbrach.

„Das arme Kind — ich kann ihm nicht einen Tropfen Milch mehr geben — meine Brust ist ausgetrocknet, weil mir selbst die Nahrung fehlt. Ach, lieber Mann, schaffen Sie Brod, schaffen Sie Brod!

Ich würde gern verschmachten, wenn nur mein armes Kind nicht darunter leiden müßte!"

Werner überlegte, was er beginnen sollte. Die Jammerlaute der armen Frau hatten ihn so erschüttert, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er sah ein, daß hier eine vorübergehende Hülfe nicht viel nütze, daß vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen, die er aus dem kurzen Gespräche kennen gelernt, den armen Menschen ein nachdrücklicher Beistand werden müsse.

„Dazu bin ich zu schwach," dachte er: „aber ich werde mit meinem Legationsrathe Rücksprache nehmen, er ist der Mann, der den Willen und die Kraft dazu hat, hier zu helfen. Und meine Pflicht ist es, daß ich Herrn Lucas auf die Spur zu kommen suche."

In dem schmutzigen, leeren Hause herrschte eine unheimliche Stille. Die Frau in der Kammer regte sich nicht mehr. Dem Tapezierer ward ängstlich zu Muthe, und ein unbesiegbares Mitleiden trieb ihn an, sich von dem Zustande der kranken Mutter zu überzeugen. Er rief — es erfolgte keine Antwort.

„Was ist das? Sollte ihr etwas zugestoßen

sein? Die lange Entbehrung, Gram und Sorgen, die Anstrengung der Unterredung mit mir — ich habe Grund genug, das Aergste zu fürchten."

Als auch auf das zweite Rufen keine Antwort erfolgte, hielt er es für Pflicht, eine nähere Untersuchung anzustellen. Er öffnete die Thür und sah in die Kammer. Entsetzt bebte er zurück, denn ein Anblick bot sich ihm dar, den nur der höchste Gipfel von Noth und Elend erzeugen kann. Rings an den schwarzen Wänden der ziemlich geräumigen Kammer befand sich ein Lager von verfaultem Stroh, das einen unangenehmen Geruch verbreitete und mit Lumpen bedeckt war. Es diente der Familie des Windmüllers zum Bett. In einer Ecke befand sich ein armseliges Bettgestell mit einigen zerrissenen Kissen. In den Kissen sah er das todtbleiche, abgehagerte Gesicht der regungslosen Frau; das Kind lag an ihrer welken Brust und suchte mit Eifer Nahrung. Eine zerlumpte Matte reichte kaum hin, die Blößen der Kranken zu bedecken. Außer einem leeren Wasserkruge, der neben dem elenden Bette stand, befand sich kein Geräth in dem dumpfen Raume. Die Hälfte des Fensters war mit Stroh und Lumpen verstopft, durch die andere Hälfte des-

selben drang mild und freundlich ein heller Strahl des prachtvollen Sommertags herein, als ob er dem Beobachter die Jammerhöhle in ihrer ganzen Gestalt zeigen, als ob er der Noth hohnsprechen wollte. Während draußen der üppige Sommertag seine Freuden spendete, jammerte hier eine arme Mutter vergebens um Hülfe.

Werner schauderte heftig zusammen.

Das Mitleid überwand den Widerwillen — er trat zu dem Bette, und ergriff sanft die Hand der Kranken. Sie regte sich nicht. Aengstlich ergriff er den Wasserkrug und eilte in den Hof hinaus. Mit Mühe füllte er aus dem verfallenen Brunnen das Gefäß, dann eilte er in die Kammer zurück. Als er eintrat, schlug die kranke Frau die Augen auf. Werner füllte eine Tasse und reichte sie der Dulderin, die sie zitternd an ihre Lippen brachte. Der frische Trunk schien sie einigermaßen erquickt zu haben.

„Ich danke!" flüsterte sie, indem sie den kleinen verwachsenen Mann mit dem bleichen Gesichte verwundert ansah.

„Liebe Frau," sagte er, „die Noth ist hier so groß, daß augenblicklich Hülfe geschafft werden muß.

Aber was ist zu thun? Das Haus liegt einsam und fern von der Stadt — —"

„Ach, was ist zu thun!" wiederholte mit schwacher Stimme die Kranke. „Ich bin völlig rathlos. Die Kinder sind wahrscheinlich auf das nächste Dorf gelaufen, um Brod zu betteln und ihren Hunger zu stillen. Ich muß warten, bis mein Mann kommt — und da er in der Schenke ist, wie Sie sagen, wird er vor dem nächsten Morgen nicht zurückkehren. Und dann fragt es sich noch, ob er etwas mitbringt."

„Hier ist Geld — wo kann man Brod kaufen?"

„Wäre nur mein Philipp da!"

„Mir fällt ein, daß die Sägemühle nicht weit von hier liegen kann —"

„Eine Stunde — das Dorf B. ist näher. Von dem Berge herab sieht man die Häuser."

„Gut, so werde ich selbst gehen, und die nothwendigsten Lebensmittel für Sie einkaufen. Gedulden Sie sich kurze Zeit, und ich werde bald zurückgekehrt sein."

„Ach, lieber Herr, Sie sind so gut und großmüthig — der Himmel lohne Ihnen tausendfach, was Sie an einer unglücklichen Familie thun."

Werner sprach noch einige beruhigende und tröstende Worte, und versicherte, wirksame Schritte zu ihrer Hülfe thun zu wollen, dann verließ er die Kammer, um nach dem Dorfe zu eilen, obgleich er schon ermüdet von der Reise war. Die Frau rief ihm Worte des wärmsten Dankes nach. Doch kaum hatte er die Wohnstube betreten, als die Thür heftig aufgestoßen ward, und ein Knabe in zerlumpten Kleidern hastig hereinsprang.

„Mutter, Mutter!" rief er.

Da sah er den Fremden, und die Worte erstarrten ihm im Munde. Bestürzt blieb er stehen und zog ehrerbietig seine Mütze. Die hellen Thränen rannen dem hübschen blonden Knaben über die von der Sonne gebräunten Wangen.

„Es ist gut, daß Du kommst," sagte Werner freundlich. „Bleibe bei Deiner kranken Mutter, bis ich zurückkehre Aber entferne Dich nicht von ihr — —"

„Lieber Herr," rief die Frau in der Kammer, „mein Philipp kann nach dem Dorfe gehen — wenn Sie ihm Auftrag geben wollen — er kennt die Wege und weiß dort genau Bescheid."

Werner zog seinen Lederbeutel, und gab ihm

einen Gulden. Der Knabe begann bitterlich zu weinen.

„Ich kann nicht gehen!“ schluchzte er. „Ich kann meine arme Mutter jetzt nicht allein lassen.“

„Warum nicht, mein Kind? Du sollst Brod und Milch einkaufen. Zögere nicht —“

„Ach, lieber Herr,“ schluchzte der Knabe, „ich muß noch warten!“

„Was ist vorgefallen, Philipp?“ fragte die ängstliche Mutter.

Der Knabe, von Werner gefolgt, ging in die Kammer. Er trat weinend neben das Bett, und sah zu dem Tapezierer hinüber, als ob er sich fürchtete, zu reden.

„Was hast Du mir zu sagen, Philipp — dieser Herr ist ein braver Mann, der es gut mit uns meint und für uns sorgen will.“

„Ach, liebe Mutter,“ stammelte Philipp, „ich war draußen auf dem Felde — da kamen die beiden Amtsdiener, der Gerichtsschreiber und ein Landreiter — sie fragten mich, ob der Vater zu Hause wäre. Als ich nein antwortete, sagten sie, da müssen wir Deiner Mutter einen Besuch abstatten. Nun bin ich vorausgelaufen, um es Dir zu sagen,

damit Du nicht erschrecken sollst, denn ich weiß, wenn diese Leute kommen, daß Du immer in Ohnmacht fällst. Liebe Mutter, erschrick nicht — sie müssen bald hier sein — als ich in den Hof lief, waren sie schon oben auf dem Berge."

Die kranke Mutter faltete die Hände und sah mit einem schmerzlichen Lächeln gen Himmel.

„Du lieber Gott," flüsterte sie, „was kann man uns noch nehmen! Wir haben ja nicht einmal Kleidung und Nahrung. Es wundert mich nur, daß das Gericht noch kommt, denn es kennt ja unsere bittere Armuth. Aber trotzdem durchsucht es alle Schränke und Winkel, als ob es verborgene Schätze bei uns vermuthete.

„Hier suchen die Leute noch?" fragte Werner verwundert.

„Ja; und wenn sie nicht gleich den Schlüssel bekommen, brechen sie die Thüren auf!" antwortete Philipp eifrig.

„Es ist wahr!" stammelte die Mutter, die bei diesem Gedanken in eine große Bestürzung gerieth. „Sie durchwühlen jeden Winkel," fügte sie leise hinzu und indem sie rathlos um sich blickte.

„Mein Gott, was fange ich denn nur an — ich kann nicht aufstehen —"

„Halten Sie etwas verborgen, liebe Frau, das den Gerichtsdienern nicht in die Hände fallen soll?" fragte Werner. „Sagen Sie es mir schnell, ich werde es an mich nehmen.

„Das letzte Mal haben sie auch mein Bett durchsucht — ach, lieber Herr, bei Ihnen allein ist es sicher — es ist nicht Geld und Gut — es ist ein Paket Papiere, daß ich dort in jenem Schranke verwahre; Sie — sind ja so gut, daß ich mich Ihnen anvertrauen kann — ich habe sonst keinen Menschen auf der Welt — findet das Gericht die Papiere, so ist mein Mann — —"

Weiter konnte die arme Frau nicht reden, Thränen erstickten ihre Stimme. In diesem Augenblicke ließen sich Hufschläge und das Gemurmel von Männerstimmen in dem Hofe vernehmen.

„Sie kommen, sie kommen!" flüsterte Philipp.

Mit zitternder Hand gab die Kranke dem Knaben einen Schlüssel, den sie unter dem Kopfkissen hervorgeholt hatte. Philipp sprang zu dem Schranke, öffnete ihn, und kam gleich darauf mit einem Pakete

zurück, das er hastig dem Tapezierer überreichte. Dieser verbarg es in der Tasche seines Rocks.

„Barmherzigkeit!" flüsterte die Kranke. „Ich weiß nicht, was diese Papiere enthalten — mein Mann hat sie von jenem Lucas bekommen — aber es scheint ein Geheimniß zu sein, das uns in Gefahr bringen kann. Ich bin so verlassen, so rathlos — —"

„Fürchten Sie nichts, arme Frau!" tröstete Werner. „Vertrauen Sie mir, und ich glaube, daß ich Ihnen helfen kann."

„Gott lohne es Ihnen! Nun kann ich ruhig sein! Sie verlassen mich doch jetzt nicht?" fragte sie.

„Ich bleibe zu Ihrem Schutze, wenn er nöthig sein sollte."

Jetzt hörte man starke Tritte in der Wohnstube. Während die Mutter ängstlich ihr Kind an die Brust drückte, verließen Werner und Philipp die Kammer. Sie traten dem Gerichtsschreiber, zwei Amtsdienern und dem Landreiter entgegen, dessen schwerer Säbel klirrend den Boden berührte. Der Gerichtsschreiber, ein hagerer Mensch mit einem ausdruckslosen Gesichte und dünnen, fuchsigen Haaren, sah sich lächelnd in dem öden Zimmer um.

„Wo ist der Besitzer dieses Hauses?" fragte er mit einer krächzenden Stimme.

„Er ist abwesend," antwortete Werner.

„Und seine Ehegattin?"

„Liegt in jener Kammer schwer krank darnieder."

„Wer sind Sie?"

„Ein Mann, den das Mitleid in dieses Haus des Elends getrieben hat; sonst stehe ich zu der armen Familie in keiner Beziehung."

Der Mann des Gesetzes sah den Knaben, den er kannte.

„Geh, Bursche, und sage Deiner Mutter, daß ihr das Amt eine Mittheilung zu machen hätte."

„Meine Herren," sagte Werner in einem artigen Tone, „ich bin hier zwar eine völlig fremde Person, aber die Menschlichkeit fordert mich auf, Ihnen die Andeutung zu geben, daß sich die kranke Frau in einem Zustande befindet, der die größte Vorsicht zur Pflicht macht. Jede Aufregung kann ihr Leben und das des Säuglings in Gefahr bringen."

„Es thut mir leid, die Kranke incommodiren zu müssen — wäre der Mann gegenwärtig, so

würde ich mich an ihn wenden; das Amt kann unverrichteter Sache nicht wieder abziehen. Die Gerechtigkeit darf auf die Stimme des Mitleids nicht hören."

„Meine Mutter kann nicht aufstehen!" berichtete Philipp weinend.

„Dann ist es meine Pflicht, daß ich zu ihr gehe."

Und der Gerichtsschreiber trat in die Kammer. Die Kranke saß halb aufgerichtet in dem Bette, Angst und Schrecken sprachen sich in ihrem bleichen, leidenden Gesichte aus. Ihr ganzer Körper zitterte.

„Ihr Mann ist abwesend?"

„Ja."

Der Mann des Gesetzes nahm ein Papier vor das Gesicht.

„Sind Sie im Stande," fragte er, „die Summe von vier Gulden zu bezahlen, die Sie dem Krämer P. in D. schulden?"

„Wir haben weder Geld noch Brod," war die traurige Antwort. „Wenn doch die Leute, die es nicht einmal nothwendig gebrauchen, warten wollten, sie werden ehrlich bezahlt, sobald sich unsere Verhältnisse bessern. Der Krämer ist ein wohlhabender

Mann und hat viel Geld von uns verdient, als wir noch in bessern Umständen lebten."

„Sie können nicht bezahlen?" wiederholte der Gerichtsschreiber.

Die Gefragte schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Die Schuld ist ausgeklagt, ich muß also zur Auspfändung schreiten."

Auf Befehl des Gerichtsschreibers begannen die beiden Amtsdiener nun eine Durchsuchung des ganzen Hauses, die natürlich ohne allen Erfolg blieb. Da Werner dies vorausgesehen und wohl wußte, daß selbst der Kaiser sein Recht verloren, wo nichts ist, so beschloß er, der armen Frau eine Unterstützung einzuhändigen, anstatt die geforderte Schuld für sie zu bezahlen. Während die Diener alle Winkel und Löcher mit bewunderungswürdiger Strenge und Gewissenhaftigkeit durchsuchten, hatten sich auch die übrigen Kinder Sommer's eingefunden. Sie boten einen traurigen Anblick, alle waren nothdürftig mit Lumpen bedeckt und sahen elend und verkümmert aus. In ein Häuflein zusammengedrängt standen die armen Geschöpfe neben der Thür und verfolgten mit ängstlicher Neugierde das Beginnen der Gerechtigkeit.

„Nichts vorgefunden?“ fragte der Gerichtsschreiber den eintretenden Diener, der draußen gesucht hatte.

„Das Nest ist leer wie die Höhle eines Hamsters im Frühjahr,“ war die Antwort. „Das ließ sich voraussehen.“

„Ist auch nicht soviel vorhanden, daß unsere Kosten gedeckt sind?“

„Nein.“

„Gut, so schreiten wir zu der zweiten Sache.“

Der Gerichtsschreiber ging wieder in die Kammer. Er öffnete ein Actenstück, las einige Augenblicke darin, und fragte dann die Kranke:

„Sind Sie im Stande, die Summe von dreihundert Gulden zu zahlen, die der Herr Kammerjunker v. F. an Ihren Mann zu fordern hat?“

Die Gefragte antwortete durch Weinen und lautes Schluchzen. Trotz des Jammers, der ihn umgab, und trotzdem er den Namen des reichen Kammerjunkers gehört, konnte sich Werner nicht erwehren, über diese Frage zu lachen. Der Gerichtsschreiber sah ihn mit einem strengen, vernichtenden Blicke an.

„Worüber lachen Sie?“ fragte er barsch.

„Es ist so meine Gewohnheit, wenn ich im Stillen Betrachtungen anstelle und auf lächerliche Dinge stoße."

„Ich sollte meinen, hier giebt es keine lächerlichen Dinge!"

„Sie haben Recht, lieber Herr; über das, was hier vorgeht, sollte selbst der gefühlloseste Heide weinen. Sehen Sie die Kranke an und dort das Häuflein zerlumpter und verhungerter Kinder — wer bei solchen Menschen noch dreihundert Gulden vermuthet — —"

„Ich muß der Form genügen, mein Freund."

„Auch wenn ein Menschenleben darüber zu Grunde geht? Ich bitte Sie, Herr Gerichtsschreiber, nicht weiter fortzufahren, Sie sehen ja, in welchem Zustande sich die kranke Mutter mit ihrem Kinde befindet. Ich kenne den Herrn Kammerjunker, er ist ein reicher Mann, dem es nicht darauf ankommt, ob er einige Wochen früher oder später in den Besitz seines Geldes gelangt. Man schildere ihm die obwaltenden Verhältnisse, und er wird ohne Zweifel mit der Nachsicht des Amtes zufrieden sein. Frau Sommer bedarf der Ruhe, und diese müssen Sie ihr gewähren."

„Ich weiß, was mir zu thun obliegt, und darum schweigen Sie! Unterbrechen Sie den Gang der Gerichtsverhandlungen nicht, sonst wende ich die mir zu Gebote stehenden Mittel an!“ fügte er mit einem Seitenblicke auf den Landreiter hinzu. „Können Sie bezahlen oder nicht?“ wandte er sich an die Kranke.

„Nein!“ war die gehauchte Antwort.

„Gut, Sie können nicht zahlen. Der Herr Kammerjunker hat in der letzten öffentlichen Versteigerung dieses Grundstück als der Meistbietende käuflich an sich gebracht, und das Amt hat ihn als den Besitzer bestätigt. Die Rechte Sommers sind mithin erloschen. Um seine Nachsicht an den Tag zu legen, hat der neue Besitzer bestimmt, daß die Familie Sommer bis auf Weiteres hier wohnen könne, wenn sie die Hypothekschuld von dreihundert Gulden bezahle. Wäre sie dies nicht vermögend, so hat er auf Exmission angetragen. Dieser Antrag ist dem p. Sommer vor vier Wochen durch mich mitgetheilt. Heute ist die gesetzliche Frist um — die Zahlung ist nicht erfolgt, ich muß Sie also auffordern, jetzt das Haus zu verlassen.“

Die Kranke starrte den Ueberbringer dieser

gräßlichen Botschaft einen Augenblick an, dann sank sie regungslos in das Kissen zurück. Der Säugling fing laut zu schreien an, da ihm durch das Zurücksinken der Mutter die Brust entzogen war. Philipp, der die Worte des Gerichtsschreibers gehört hatte und die ganze Bedeutung derselben begriff, stand neben seinen Geschwistern, und begann bitterlich zu weinen. Die kleinen Wesen folgten unwillkührlich dem Beispiele ihres ältesten Bruders. Die Jammerlaute sechs unschuldiger Wesen erfüllten nun die Wohnung der Armuth und des Elends.

Werner ward von unbeschreiblichen Gefühlen ergriffen. Der Zorn über die Hartherzigkeit der Menschen besiegte das Mitgefühl mit den Leiden dieser Armen, die nichts verbrochen hatten, als daß sie einem leichtsinnigen, verderbten Vater angehörten.

„Herr Gerichtsschreiber," rief er aus, „Sie fordern die Unmöglichkeit! Selbst wenn die Kranke das Bett verlassen könnte — wohin soll sie sich wenden?"

„Dafür mag der sorgen, dem die Sorge für die Familie obliegt," antwortete kalt der Gerichtsschreiber.

„Aber dieses Haus würde leer stehen, während

es den armen Menschen noch Obdach gewähren könnte."

„Dem Besitzer steht es frei, nach Willkühr über sein Eigenthum zu schalten. Ob er es leer stehen oder bewohnen läßt, darf mich nicht kümmern. Ich erfülle mit schwerem Herzen meine Pflicht, aber ich muß sie erfüllen."

Diese Ausreden des Gerichtsschreibers reizten den leicht erregbaren Werner, daß er am ganzen Körper zu zittern begann.

„Herr," rief er mit seiner heisern Stimme, „dadurch, daß Sie menschlich handeln, verletzen Sie Ihre Pflicht nicht. Jene weinenden Kinder haben längst keinen Vater mehr — sollen Sie nun auch der Mutter beraubt werden, der letzten Stütze, die ihnen auf dieser Welt noch bleibt? Wenn der Kammerjunker, der in Ueberfluß lebt, diese Scene mit ansähe, er würde gewiß seinen Antrag zurücknehmen. Geben Sie Stundung, ich bürge dafür, daß der Kläger mit dem menschenfreundlichen Verfahren des Amtes zufrieden ist. Noch heute werde ich mit dem Herrn Kammerjunker sprechen."

„Mein lieber Mann, deponiren Sie dreihundert Gulden Kapital, die aufgelaufenen Zinsen und

Gerichtskosten, und ich werde Ihrem Wunsche entsprechen. Eine andere Bürgschaft kann ich nicht annehmen — Sie werden das begreiflich finden."

„Geld und immer Geld!" rief Werner mit Bitterkeit. „Wäre ich im Besitze der geforderten Summe, ich würde sie ohne Zögern zahlen. Sehen Sie, die arme Frau ist in Ohnmacht gesunken — Ihr Erscheinen allein hat diese so nachtheilige Wirkung auf die Kranke hervorgebracht. Das ist ja eine fürchterliche Einrichtung! Um dem reichen Kammerjunker dreihundert erbärmlicher Gulden zu erhalten, nehmen Sie weder auf Gesundheit noch Leben Rücksicht — mir will scheinen, daß Sie hier köstlichere Güter mit Füßen treten. Auch diese armen Wesen sind Staatsangehörige, auch sie haben Ansprüche auf die Wohlthat der Gesetze. Hier giebt es keine Frist — wenn das Leben zerstört ist, kann kein Monarch der Welt es wieder herstellen. Herr Gerichtsschreiber, wenn das Amt nicht nur eine Maschine ist, die für Geld arbeitet, sondern eine christliche Einrichtung, so müssen Sie hier Menschlichkeit walten lassen. Anstatt daß Sie mit bewaffneten Gerichtsdienern erscheinen, sollten Sie einen Arzt mitbringen. Noch einmal bitte

ich Sie, nehmen Sie meine Bürgschaft an. Sobald ich nach der Stadt zurückkomme, spreche ich mit dem Gläubiger, und die Frist wird ohne Umstände gewährt sein."

Während sich Werner mit der Kranken beschäftigte, trat der Gerichtsschreiber zu den beiden Dienern in die Stube.

„Nehmen Sie die Bürgschaft an," flüsterte der eine derselben, ein starker, bärtiger Mensch. „Die Frau ist nicht zu transportiren, dessen sind wir Zeuge."

„Es ist wahr, auf diese Weise gewinnen wir noch einen Vortheil. Kennt Ihr den Mann?"

„Er ist jedenfalls ein Bürger aus der Stadt, wo ich ihn schon oft gesehen habe. Seiner Kleidung nach kann er nicht unvermögend sein. Ist der Herr Kammerjunker mit der Sache nicht zufrieden, so können wir später die Exmission vornehmen."

„Aber wer bezahlt die Kosten?"

„Natürlich der Bürge."

Frau Sommer hatte sich wieder erholt, als der Gerichtsschreiber den Tapezierer in die Wohnstube rief.

„Mein Herr, wer sind Sie?" fragte er.

Werner nannte seinen Namen und Stand.

„Ich fühle mich unter den obwaltenden Umständen veranlaßt, die Exmission der Familie Sommer zu sistiren. Sollte der Herr Gläubiger nicht damit einverstanden sein, so müssen wir unsern Besuch wiederholen. Die heutige Expedition hat natürlich der Kläger zu bezahlen, wenn der Verklagte nichts besitzt. Da ich auf meine persönliche Verantwortung mich zurückziehe — —"

„Ich verstehe Sie, lieber Herr," sagte Werner mit einem spöttischen Lächeln. „Da der Kläger, im Falle er nicht zufrieden ist, Ihr nächstes Erscheinen nicht zu bezahlen braucht, und Sommer nicht bezahlen kann, so wollen Sie wenigstens für die Kosten meine Bürgschaft haben?"

„Ganz recht. Und Sie werden dies billig finden."

„Nur zu billig, wenn das hochpreißliche Amt es nicht verschmäht, sich christliche Nachsicht bezahlen zu lassen. Ich übernehme also die Bürgschaft für die Kosten; aber seien Sie gewiß, der Herr Kammerjunker wird seine Zustimmung nicht versagen. In zwei bis drei Tagen wird er dem Amte seine Wil-

lensmeinung kund geben. Der Tapezierer Werner sorgt dafür."

Der Gerichtsschreiber nahm nun ein kurzes Protokoll auf, dann entfernte er sich mit seinen Leuten. Werner schickte den kleinen Philipp nach dem Dorfe, um Nahrungsmittel einzukaufen. Die Kinder starrten den kleinen bucklichten Mann, der sich ihrer so freundlich annahm, mit großen Augen an. Die Kranke war so schwach geworden, daß sie nur durch Blicke ihren Dank aussprechen konnte.

„Mit einer Summe, wie sie das Amt forderte," sagte Werner, „kann ich nicht helfen, denn mein ganzes Vermögen würde nicht zureichen, um sie zu beschaffen. Da aber der Kammerjunker Ihr Gläubiger ist, so halten Sie sich versichert, daß er den Prozeß gegen Sie nicht bis zum Aeußersten treiben wird."

„Ach, er ist ein hartherziger Mann!" hauchte die Kranke. „Wie viel Mittel hat er schon angewendet, um die Sache bis zu diesem Punkte zu treiben. Unser Haus liegt ihm im Wege — er beabsichtigt hier eine neue Mühle bauen zu lassen, die sehr einträglich ist, weil sich weit und breit keine zweite befindet. Mein Mann weigert sich hart-

näckig zu verkaufen, weil er durchaus Grundbesitzer bleiben will. Ach Gott, er kann sich ja nicht halten, denn sein Erwerb reicht nicht einmal hin, um die Steuern zu bezahlen. Sobald ich genesen bin, wird man uns vertreiben."

„Hoffen Sie, liebe Frau, es wird noch Alles gut werden!" tröstete Werner. „Der Kammerjunker wird hier keine neue Mühle erbauen, und wenn es nur von ihm abhängt, werden Sie ruhig wohnen bleiben."

Sie schüttelte schmerzlich das bleiche Haupt.

„Meine armen Kinder!" flüsterte sie, indem sie einen unbeschreiblichen Blick auf die Gruppe der Kleinen warf, die mit ihren bleichen, verkümmerten Gesichtern neben dem elenden Bette standen. „Ich fühle, daß mein Ende nahe ist — wer wird für sie sorgen? Dieses Haus verlasse ich lebend nicht mehr. Und Sommer — er hat kein Herz für seine Familie; seit einem Jahre, daß er die Bekanntschaft jenes Lucas gemacht hat, ist er ein vollständiger Trunkenbold geworden. Sie sehen es ja, während uns hier das Elend aufreibt, schwärmt er mit seinen Genossen in der Schenke und vergißt, daß er für eine Familie zu sorgen hat. Das

kann kein gutes Ende nehmen, lieber Herr. Kein Mensch kümmert sich um uns, weil man allgemein sagt, Sommer hat sein Schicksal verdient. Ach, wie lange hat sich keine theilnehmende Seele mir genähert; außer den wüsten Genossen meines Mannes und den Amtsdienern betritt niemand unser Haus. Sie sind der erste, der ein tröstendes Wort an mich richtet. Gott im Himmel lohne es Ihnen!"

Werner erinnerte sich jetzt der ihm übergebenen Papiere.

„Was soll damit werden?" fragte er. „Aus Ihren Worten muß ich schließen, daß die Geheimhaltung derselben für Sie von Wichtigkeit ist."

Die Kranke erschrak bei diesen Worten. Sie richtete sich mühsam empor und schickte die Kinder unter Vertröstung auf das bald ankommende Brod in das Wohnzimmer. Dann wandte sie sich zu Werner:

„Lieber Herr, ich kenne Sie nicht, der Zufall hat sie heute an mein Schmerzenslager geführt und ich sehe Sie zum ersten Male — aber Sie haben so viel für mich gethan, für die Fremde, daß ich mich unwillkührlich zu Ihnen hingezogen fühle

und dem Drange nicht widerstehen kann, Ihnen mein ganzes Herz auszuschütten. Sie sind der einzige Mensch, der sich meiner angenommen und ein tröstendes Wort zu mir gesprochen hat. Ach, und ich bedarf eines theilnehmenden Herzens, dem ich mich anvertrauen kann. Bis zu diesem Augenblicke habe ich mein furchtbares Schicksal allein getragen; ich mußte schweigen, wenn ich mich nicht den Mißhandlungen meines Mannes aussetzen wollte."

„Sprechen Sie offen," sagte Werner; „was Sie mir anvertrauen, ist so gut als ob Sie es dem Grabe übergeben hätten, wenn ich es anders nicht zu Ihrem Vortheile verwenden kann. Was hat es für eine Bewandtniß mit den Papieren? Wenn ich recht gehört habe, so sagten Sie, Ihr Mann könne dadurch unglücklich werden, daß sie den Amtsdienern in die Hände fielen."

Sommer's Gattin erzählte nun, daß Lucas, der weder lesen noch schreiben könne, diese Papiere ihrem Manne geschenkt habe, damit er sie, wenn dies möglich, verwerthen solle. Die Theilung des Raubes, die sie belauscht hatte, verschwieg sie.

„Lucas will sie gefunden haben," schloß sie;

„mein Mann legte sie in jenen Schrank, und ich bemächtigte mich ihrer, um Sommer, der stets betrunken ist, von ihrer Verwendung abzuhalten. Ich traue dem Lucas nicht, und mein Mann, der in Schriften bewandert ist, könnte bei dieser Gelegenheit sich zu leichtsinnigen Unternehmen verleiten lassen, und in Gefahr kommen. Ich nahm sie auch in der Hoffnung, über das Leben und Treiben jenes mir verdächtigen Menschen etwas zu erfahren. Sommer ist der Meinung, daß er sie wieder verloren hat."

„Ich erinnere mich," sagte Werner, „daß in der Schenke die Rede von verlorenen Papieren war. So werden es diese sein," fügte er hinzu, indem er das kleine Paket aus seiner Tasche hervorzog.

„Meine Krankheit verhinderte mich, darin zu lesen — vielleicht sind sie für irgend jemand von großer Wichtigkeit, und ich hatte mir vorgenommen, sie dem Eigenthümer ohne Vorwissen meines Mannes zurückzugeben, wenn er aufzufinden sei. Aber was kann ich denn thun? Prüfen Sie die Papiere, lieber Herr, vielleicht können Sie für ihre Zurückerstattung sorgen, ohne daß wir dabei compromit-

tirt werden. Wenn sie Lucas gefunden hat, so ist es gut; aber ich glaube es nicht."

Werner ward von einer eigenen Ahnung durchbebt, denn ohne sich einen eigentlichen Grund dafür angeben zu können, gedachte er des Diebstahls, der bei der Oberhofmeisterin begangen. Konnte er auch die grenzenlose Armuth der Familie des Windmüllers damit nicht in Einklang bringen, ebenso den Umstand, daß Lucas die Uhr in der Waldschenke verkauft hatte, um den Gewinn mit Sommer zu theilen, so konnte er dennoch den Verdacht nicht unterdrücken, daß jene wüsten Menschen mit den Dieben in Verbindung ständen. Die Beweggründe der armen, rechtschaffenen Frau, die ihren Mann von unüberlegten Schritten abhalten und ihn vor Verdacht wahren wollte, glaubte er zu kennen. Auch ihm mußte nach der Scene in der Waldschenke daran liegen, über Lucas' Verhältnisse mehr zu erfahren, als er bereits wußte.

„So darf ich die Papiere prüfen?" fragte er.

„Ich bitte Sie darum, lieber Herr; und dann geben Sie mir Rath, was ich damit beginnen soll. Wir sind ja so arm, daß es mir niemand verdenken kann, wenn ich auf den Finderlohn Anspruch mache

— vorausgesetzt, daß ich es ohne Gefahr wagen darf."

Werner trat zu dem Fenster und öffnete das seidene Band, daß das Paket zusammenhielt. Er las die einzelnen Papiere. Sein Erstaunen läßt sich denken, als er ein Document vorfand, das Bestimmungen über Nathalien's Vermögen und den letzten Willen des Vaters derselben enthielt, der allerdings der Oberhofmeisterin einige Vollmacht ertheilte, aber nicht in der Ausdehnung, wie sich die stolze Frau bisher angemaßt hatte. Die Wichtigkeit des Fundes für seine Zwecke erfüllte ihn in dem ersten Augenblicke weniger, als der Gedanke, daß er den Missethätern auf der Spur sei, welche den Diebstahl in der Wohnung der Oberhofmeisterin verübt hatten. Und Lucas, der zu dieser saubern Gesellschaft gehörte, schien über sein vergangenes Leben mehr zu wissen, als er selbst. Mit Mühe erhielt er seine Fassung aufrecht. Da die Kranke ihn nicht beobachtete — sie lag von der Unterredung erschöpft in dem Kissen — so konnte sie den Eindruck nicht gewahren, den die Entdeckung auf ihn ausübte.

„Was ist das? Was ist das?" dachte Wer-

ner, nachdem er flüchtig das Papier gelesen. „Also hat mich meine Ahnung nicht getäuscht! Ich stehe in doppelter Beziehung zu Verbrechern: dort kaufte ich eine Uhr, die ohne Zweifel gestohlen ist, und hier nehme ich die arme Frau des Trunkenbolds gegen das Amt und den Kammerjunker in Schutz. Diese Papiere dürfen meinen Händen nicht wieder entrissen werden.“

Scheu sah er sich in dem traurigen Gemache um, das von der Sonne, die durch das trübe Fenster drang, freundlich beschienen ward. Der Gedanke, daß er sich bei seiner Schwäche gegen die rohen Menschen, wenn sie ihn hier antreffen sollten, nicht würde vertheidigen können, erfüllte ihn mit Furcht, die ihn für seinen Schatz erzittern ließ. Ein rasches Entfernen, um den Rest der Papiere in Ruhe und Sicherheit prüfen zu können, hielt er für gerathen. Mit zitternden Händen legte er die Papiere wieder zusammen und verbarg sie in seiner Tasche. Dann wandte er sich zu der Kranken.

„Diese Papiere, liebe Frau, sind für gewisse Personen von Wichtigkeit, da sie Familienverhältnisse berühren. Die angegebenen Namen sind mir unbekannt; aber ich werde sie zu ermitteln suchen

und das Verlorene vorsichtig zurückerstatten. Für den Finder läßt sich weiter kein Vortheil daraus ziehen, als daß er eine kleine Belohnung erhält. Nehmen Sie vor der Hand diese kleine Summe; giebt man mir mehr, so halten Sie sich versichert, daß ich es Ihnen zustelle."

Der Tapezierer gab der erstaunten Frau die Hälfte der Baarschaft, die sein Lederbeutel enthielt.

„Aber meinem Manne erwächst doch kein Nachtheil?" fragte sie.

„Dafür werde ich sorgen," antwortete Werner, der die Aengstlichkeit des armen Geschöpfs nun begriff. „Verschweigen Sie Ihrem Manne, sowie überhaupt jedem, wohin die Papiere gekommen sind, und Sie haben nichts zu fürchten. Ich verwende sie in Ihrem Interesse."

Um die Kranke nicht zu beunruhigen, verschwieg er ihr, was er über die Documente wußte.

„Ich habe noch einen weiten Weg," fügte er hinzu, indem er Hut und Stock ergriff; „wenn ich vor Abend die Stadt erreichen will, nachdem ich die Sägemühle noch besucht habe, darf ich nicht

länger zögern. Sie bleiben sich nun selbst überlassen — —"

„Du lieber Gott, ich bin ja stets allein! Wie oft sehe ich meinen Mann Tage lang nicht, wie manche Nacht habe ich hier allein gelegen und geweint — Sie lassen mich ja in der frohen Hoffnung zurück, daß [illegible] künftig nicht so ganz verlassen sein werde."

„Sie sehen mich wieder!" rief Werner gerührt. „Schon morgen werde ich ernste Schritte zur Linderung Ihrer Noth unternehmen. Daß Sie vor dem Kammerjunker Ruhe haben, dafür werde ich sorgen."

Er ließ sich nun den Weg nach der Sägemühle bezeichnen, dann verließ er das Haus. Die Kinder des Windmüllers saßen auf der verfallenen Hofmauer und sahen sehnsüchtig nach dem Wege den Philipp mit Brod zurückkommen mußte.

„Gott wacht über diese unschuldigen Geschöpfe!" dachte Werner, indem er an der Gruppe derselben vorüberging. „Ich konnte heute nicht viel für sie thun; aber daß ich das Wenige thun konnte, ist eine Fügung des Himmels, der mich in das Haus des Jammers geführt hat."

Nachdenkend setzte er seinen Weg fort.

Die Neugierde plagte ihn, seinen Fund näher zu untersuchen; aber die Vorsicht rieth ihm, einen sichern Ort zu wählen. Er beschloß, Victor sein Geheimniß anzuvertrauen, den er auf der Sägemühle vorfinden würde.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.